Hendrik Conscience.

Jakob von Artevelde.

Historischer Roman

aus dem

Vlämischen unter Mitwirkung des Verfassers

von

O. L. B. Wolff.

Zweiter Band.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1849.

IV.

An einem Sonntagsmorgen war die berühmte Taverne, der goldene Schwan neben Serbraemsstein in der Onderstraet, voll Handwerker und Bürger, welche unter fröhlichem und lautem Gespräch an langen Tischen saßen und tranken, oder den steinernen Krug in der Hand von einer Seite des Zimmers nach der andern gingen, um ihren Freunden den heilsamen Trank zuzutragen. Man hörte dort mit bewundernswürdiger Freiheit über die wichtigsten Dinge reden und streiten. Jeder sprach, ohne die mindeste Rücksicht zu nehmen, seine Gedanken aus, mochten sie den Grafen, den König von Frankreich oder den Magistrat von Gent schmähen oder nicht.

In diesem Geräusch und Gewühl lief die dicke Wirthin lachend hin und her, um ihre Gäste zu bedienen, während ihr Mann bei der Kellertreppe sich bereit hielt, um auf das geringste Zeichen Wein oder Bier in großen zinnernen Gefäßen heraufzuholen.

Im goldenen Schwan befanden sich auch einige Personen, welche man an ihrer abweichenden Kleidung und ihrem Stillschweigen augenblicklich als Fremde erkannte.

Im hintersten Winkel saß sogar ein junger Mohr, mit pechschwarzem Angesicht, dickem und krausem Kopfhaar und einem goldenen Ring in der Nase.

In der Nähe des Einganges verweilten ungefähr zehn Zunftgesellen, welche ungemein lustig aussahen und für sich allein mehr Lärm machten, als alle Uebrigen zusammen. Sie ließen ihre Becher wiederholt mit Wein füllen und sangen hin und wieder ein fröhliches Lied, dessen mächtiger Schall bis auf die Straße drang.

Einer von ihnen endete das Volkslied:

„Nach Osterland wollen wir fahren,
Nach Osterland wollen wir ziehn,"

als ein kräftiger Geselle, den man an seinen blauen Händen als einen Färber erkennen konnte, jauchzend in die Schenke trat und rief:

„Frisch, Wirthin! auf! vom besten Wein!"

„Lieven, Lieven Comyne!" riefen die Anderen, ihre Becher zu ihm emporhebend, „hier, Bescheid gethan!"

Die Wirthin reichte dem Eintretenden den verlangten Wein, und sich zu seinen Freunden begebend, rief er mit ausgelassener Freude:

„Heil, Heil dem freien Gent! Heil dem weisen Manne! Flandern den Löwen!"

Alle Gäste in der Schenke, selbst die Fremden, wiederholten begeistert diesen Ruf.

Lieven's Antlitz offenbarte alle Kennzeichen tiefgefühlter Freude. Ein heiteres Lachen glänzte fortwährend auf demselben, während seine Augen wie helle Krystalle funkelten.

„Wir glaubten, wir wären schon ganz fröhlich,“ sagte einer der Sänger; „aber es scheint, Lieven, als verständet Ihr es noch besser, als wir.“

„Das glaube ich wohl,“ rief der junge Blaufärber; „schon daß ich den Mohren sehe, macht mich Freudenthränen weinen. Ach! der Afrikaner muß aus meinem Becher trinken.“

Indem er dies sagte, lief er wirklich auf den Mohren zu und bot ihm sein irdenes Trinkgefäß an, mit raschen Worten zu ihm redend:

„Seht Ihr wohl, Mher der Mohr? Im freien Gent sind alle Menschen Brüder, weiß oder schwarz, das ist ganz gleich. Trinkt mit Eurem Freunde Lieven, und erzählt in Eurem Vaterlande, was für gute Jungen die Genter sind! Kommt Ihr nicht aus dem Morgenlande mit den beiden Kameelen, die auf dem Freitagsmarkte stehen?“

Obwohl der Afrikaner nicht verstand, was jener ihm sagte, so las er doch auf dem Gesichte des jungen Mannes, der ihn anredete, daß diesen ein wohlwollendes Gefühl und keinesweges Spottsucht dazu trieb. Mit freundlichem Lächeln zeigte der Schwarze seine glänzend weißen Zähne und nahm den Becher aus der Hand des Genters; doch gab er ihn eben so rasch wieder zurück und schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er nicht trinken wolle.

„Wein ist ihm verboten,“ bemerkte ein alter Bürger; „so will es Mahomed's Gesetz.“

„Nun, so laßt Bier bringen!“ rief Lieven dem Wirthe zu.

„Das mag er auch nicht trinken," sagte der alte Bürger.

„Da müssen die Schenken in Afrika wenig Nahrung haben," scherzte Lieven; „aber das schadet nichts; der Mohr soll wissen, daß ich sein Bruder bin."

Er schlug den Arm um den Nacken des erstaunten Afrikaners und küßte ihn auf die Wange, unter dem lauten Händeklatschen und Jauchzen Aller, die es sahen.

„Wohl gethan! wohl gethan, Lieven!" riefen seine Freunde, als sie ihn den Mohr verlassen und zu ihnen zurückkommen sahen; sie waren jedoch erstaunt, nachdem er sich ihnen genähert hatte; denn obwohl er noch lachte, blinkten dennoch Thränen in seinen Augen.

„Was ist das?" sagte Einer; „Du thatest es doch von ganzem Herzen. Nimm Dich nur in Acht, daß Du heute nicht noch verrückt wirst, Lieven!"

„Das wäre nicht unmöglich," antwortete der junge Blaufärber, sich hinsetzend; „ich werde wirklich noch verrückt vor Freude; ich kann Euch gar nicht sagen, was ich fühle; ein König kann nicht so hochmüthig sein, wie ich es jetzt bin. Ich ging über den Freitagsmarkt; wenn ich da so sehe, wie viele fremde Kaufleute jetzt in Gent sind und welche unbegreiflichen Reichthümer unser Jahrmarkt ausbreitet; wenn ich das Genter Volk in allen Straßen jauchzen und singen höre, dann pocht mir das Herz und ich möchte vor Freude tanzen."

„Er hat Recht," rief ein Strohdeckergeselle von einem andern Tische herüber; „wir haben Elend und Hunger genug gelitten. Jetzt ist Freiheit und Nahrung in

Gent. Fröhlich müssen wir sein und Gott freudig danken."

„Nun wißt Ihr, warum ich so aufgeräumt bin," entgegnete Lieven Comyne, mit Stolz auf den Strohdecker zeigend; „Jan, Ihr wart dabei, als es geschah; Ihr wißt wohl noch, in der Hungersnoth. — Wir standen an einem kalten Morgen bei dem Hochhause und klagten über das Loos der armen Frauen und Kinder, die erstarrt auf dem Freitagsmarkte lagen."

„Ob ich es weiß?" antwortete der Strohdecker. „Ja wohl weiß ich, wovon Ihr reden wollt, und werde es mein Lebtage nicht vergessen."

„Wer hat es gesagt," versetzte Lieven, „daß ein Genter Zunftgenosse vom Schweiß seines Angesichts, und nicht von Almosen oder geraubtem Gut leben müsse? Wer hat den weisen Mann angeredet und gesagt: «Es ist Zeit, Mher Jakob; es muß Blut oder Arbeit geben!» Wer hat zuerst in Gent «Freiheit und Nahrung» geschrieen, als das Zeichen der Befreiung? Das hat Lieven, der Blaufärber, gethan!"

„Es ist wahr," sagte der Strohdecker, „ich habe es gesehen und gehört; denn ich war dabei, als Mher Jakob zu uns sagte: «Es wird Freiheit und Nahrung in Flandern wiederkehren!» "

„Nun denn!" fuhr Lieven fort, „als der erste Karren mit Wolle von Dortrecht gekommen war, ist ihm das Volk von Gent singend und tanzend auf der Straße von Antwerpen entgegengezogen. Ich, ich habe damals Thränen vergossen vor übermäßiger Freude. Das ist

noch gar nicht lange her, und es herrscht bereits Ueberfluß in Gent; die Hungersnoth ist vergessen, und der Jahrmarkt, den man jetzt eröffnet, wird einer der schönsten und reichsten sein, die wir je gesehen."

„Das Tuch ist gestern um drei Grote gestiegen," bemerkte ein Weber. „Man sagt, daß nicht weniger als dreitausend Stück feines Genter Roth für Deutschland und Frankreich verlangt werden; aber wir haben es nicht, wir haben nichts mehr; die Kaufleute, die zu dem Jahrmarkt gekommen sind, bestellten fast alles feine Roth."

Lieven gab nicht Acht auf diese Unterbrechung, sondern setzte seine Rede fort:

„Es ist wahr, der weise Mann hat unsere Erlösung bewirkt und uns Freiheit und Nahrung geschenkt; aber der arme Blaufärbergeselle Lieven Comyne wird sich noch auf seinem Sterbebette freuen, daß er Theil gehabt an dem großen Werke; dieser Gedanke wird ihn trösten und aufrichten bis an das Grab."

Lieven hatte eine ergreifende Stimme und eine Beredsamkeit, die aus seinem tiefen Gefühle entsproß. Was er jetzt mit stolzer Begeisterung sagte, bewegte die Zuhörer tief, und es herrschte nach seinen Worten eine ernste Stille. Diese Stimmung war an solchem frohen Tage nicht natürlich; auch änderte sie sich bald, als ein Meister Zimmermann aufstand und die Anderen, den Becher in der Hand, zum Trinken aufforderte, mit den Worten:

„Heil Mher Jakob von Artevelde! Heil dem tapfern Gesellen Lieven Comyne!"

Alle thaten Bescheid und setzten sich dann wieder hin.

„Aber," bemerkte ein Böttcher, „wenn das schöne Wetter in Gent nur dauerhaft ist! Es scheint, daß der französische König sich anschickt, um mit einem furchtbaren Heere gegen Flandern zu ziehen, und es muß wohl Etwas daran sein, da die Leliaerds und die Franzosen von Biervliet sich gerühmt haben, sie werden dieser Tage mit ihren Schwertern an die Thore von Gent schreiben, daß wir Bauern und Feiglinge seien."

„Mögen sie nur bald kommen!" lachte Lieven; „sie sollen schon schmecken, welcher Unterschied zwischen dem Wasser der Leije und dem der Schelde ist. Unsere Gutentags stehen schon lange hinter unseren Thüren und rosten.... Und was bedeutet die Besetzung von Biervliet? Einige hundert Reiter! Bei dem ersten Stoße wirft Gent zehn Mal so viel um."

„Man sagt, es seien vor drei Tagen dreitausend französische Soldaten hineingezogen."

Lieven wollte Etwas antworten; da sah er aber den Strohdecker aufstehen und das Zimmer verlassen. Er rief ihn zurück und sagte:

„Warte noch, Jan, ich gehe mit; bleibe noch einen Augenblick!"

„Nein, nein!" antwortete der Strohdecker; „es ist Zeit; man wird gleich den freien Jahrmarkt ausrufen, und ich will dabei sein. Das sieht man nicht alle Tage."

„In der That! ich hätte fast die Stunde vorbeigehen lassen," sagte Lieven, und näherte sich der Wirthin, um zu bezahlen.

Die anderen Gäste standen gleichfalls auf, und nachdem Jeder seine Zeche bezahlt hatte, gingen sie Alle zusammen aus dem Hause, wandten sich um die Ecke der Wandelstege nach dem Freitagsmarkte und drängten sich durch das Volk durch, um die Mitte desselben zu erreichen.

Der Anblick, welchen der Freitagsmarkt jetzt in seiner weiten Fläche dem Beschauer darbot, war heiter und schön und machte das Herz vor Freude klopfen. Die ganze Ebene war von dem umherziehenden Volke bedeckt, das in Familien getheilt, Vater, Mutter und Kinder, von der einen Seite nach der andern zog und wartete, bis von dem Hochhause herab der freie Jahrmarkt ausgerufen wurde. Junge Zunftgesellen liefen singend haufenweise über den Markt und begrüßten sich von ferne mit dem Ruf: „Freiheit und Nahrung! Haltet vlämischen Muth!" Aus allen Winkeln erhob sich Gesang und Jauchzen, während unter den minder ausgelassenen Bürgern ein heiteres Gemurmel und Geschwätz herrschte.

Alle Bürger und Zunftgenossen hatten ihre Sonntagskleider angelegt und schritten nicht ohne Stolz neben ihren geschmückten Frauen und Kindern einher. Auf dem Antlitz eines Jeden glänzte Freude und Zufriedenheit; Heiterkeit und Muth klangen in jeder Stimme. Auf dieses Bild des beglückten Volksgewimmels sandte eine helle Sonne heiteren Glanz und beleuchtete mit ihren Strahlen dieses bunte und farbensatte Schauspiel.

In der Mitte des Marktes und rund um den Sanct Jakobskirchhof bis ans Sanct Jan=ten=dulle standen lange Reihen von Buden, Zelten und hölzernen Läden, zum Theil noch geschlossen und jedenfalls ohne ausgelegte Waaren. Man sah hier Kaufleute aus allen Ländern, ja selbst aus dem Orient, wie man das merken konnte an zwei Kameelen, welche neben dem Thürmchen des Collatiesöllers knieten und von ihren Herren abgeladen wurden. Da waren Osterlinge von der Ostsee, Deutsche aus Köln, Florentiner aus Florenz, und Männer vieler anderen Nationen mehr, so daß man bei den Läden und Buden die verschiedensten Sprachen hören konnte.

Die rasche Wiederkehr des Handels und Gewerbfleißes erfreute die Genter auf das Höchste. In ihrem Entzücken über den unverhofften Reichthum des Jahrmarktes brachten sie den fremden Kaufleuten und deren Dienern ganze Kannen Weins aus den umliegenden Tavernen: vorzüglich umringten sie die Engländer und Franzosen mit den Beweisen ihrer Freundschaft; die Ersteren aus Dankbarkeit, weil die Einfuhr englischer Wolle wieder freigegeben war; die Anderen, um ihnen begreiflich zu machen, daß Flandern keinen Haß gegen das französische Volk hege, obwohl es jetzt um der Freiheit und der Nahrung willen sich gegen den französischen König gewaffnet habe. Nichts war ergötzlicher zu hören und zu sehen, als die Genter Bürger, wie sie in gebrochener Rede und mit vielfältigen Geberden dies Alles den Fremden begreiflich zu machen suchten. Diese ver=

sprachen sich bei dem Anblick einer solchen Menge und bei der Freundlichkeit, welche ihnen Jeder erwies, einen guten Markt, und nahmen herzlich an der allgemeinen Heiterkeit Theil.

Man konnte keine andern Bewaffneten in der Menge erblicken, als die sechzehn Reisigen des Sanct Jakobskirchspiels, welche mit ihrem Hauptmann, Ser Willem van Vaernewyck, ruhig über den Markt wandelten, und die Ribauden mit Muggelyn, ihrem Könige, denen die Aufsicht über die Seiltänzer und Gaukler, welche ihre Zelte und Gerüste in der Nähe der Baudeloobrücke aufgeschlagen hatten, übergeben worden war.

Vor dem Thore des Hochhauses standen zweiundzwanzig Reisige; es war die Wache des Sanct Janskirchspiels. Sie war mit Jakob von Artevelde, dem Oberhauptmann, gekommen, der sich nun mit den Schöffen der Stadt Gent und den Hauptdechanten der Zünfte auf dem Obersaale des Hochhauses befand, um, sowie die Stunde käme, den freien Jahrmarkt auszurufen.

Während Alles auf dem Markte jauchzte, sang und sich herumtrieb, stand Artevelde, der große Bürger von Gent, mit über die Brust geschlagenen Armen und betrachtete dieses Schauspiel aus einem Fenster. Das Antlitz des weisen Mannes war in diesem Augenblicke wie von einem unbekannten Lichte beglänzt. Seine Augen funkelten von edlem Stolz; seine Brust hob sich in tiefer Rührung, und es schien selbst, als ob ein leichtes Zittern seine Glieder durchschauerte.

Was Jakob von Artevelde das Herz bewegte, kann

nur der empfinden, der im Stande ist zu begreifen, welchen seligen Genuß ein Held genießen muß, der sein Vaterland frei und glücklich sieht und sich sagen darf: „Es ist mein Werk! . . . . .“ Hier war es so. Dieses Volk, das singend über den Markt zog, das den Wein der Freude vor allen Tavernen trinkt, das die Luft mit Jubel erfüllt; diese Frauen, die mit ihren Kindern jetzt so geschmückt und froh umherwandeln; die Zunftgenossen, so gesund, so glücklich: Artevelde hatte sie gefunden, ringend mit Sklaverei und Hungersnoth, erschöpft und muthlos in einen Abgrund von Elend versunken. Jetzt feierten sie ihre Erlösung und ihre Freiheit; jetzt stiegen ihre Freuden- und Danklieder gegen Gott in die Höhe; jetzt umarmten sie einander vor Entzücken, und dies Alles geschah vor den gerührten Blicken desjenigen, der durch die Macht seines Geistes das Wunder ihrer Erlösung bewirkt . . . . . Bebend vor Seligkeit starrte er in Selbstvergessenheit auf sein edles Werk und wischte eine glänzende Thräne von seiner Wange, während sein klopfendes Herz ihm noch mehr Größe und Ruhm für das geliebte Vaterland prophezeite.

Alle, welche ihn umgaben, besonders aber sein Freund Ser Thomas van Vaernewyck, sahen und begriffen, was in diesem feierlichen Augenblicke in der Brust des weisen Mannes vorging. Sie fühlten es ebenfalls tief; denn sie hatten ihm mit ganzer Liebe geholfen bei der Befreiung des Volkes und des Vaterlandes, und je mehr ihre Bewunderung für diesen heldenmüthigen Bürger erregt wurde, desto mehr fühlten sie sich selbst

erfreut über ihren Antheil an dem großen Werke. Dennoch aber sprach Keiner seine Rührung in Worten aus. Den ehrerbietigen Blick auf Jakob von Artevelde gerichtet, betrachteten sie stumm sein edles, von Rührung bewegtes Antlitz, als den Spiegel der Weisheit und des Heldenmuthes.

Vielleicht wäre der weise Mann noch sehr lange einsam vor dem Fenster stehen geblieben, und hätte dort mit gerührtem Gemüthe den schönsten Lohn empfangen, der je einem Menschen auf Erden zu genießen vergönnt ist; aber jetzt strömte eine neue Fluth aus der Sanct Jakobskirche auf den Markt. Die zweite Messe war zu Ende und die Thurmglocke tönte schallend über das Kirchspiel; die Stunde der Verkündigung war erschienen.

Man öffnete das große Fenster des Hochhauses, und zwei Trompeter zogen dort mit schmetternden Klängen die Aufmerksamkeit der Menge auf sich. Dann trat Ser van Vaernewyck mit dem Oberhauptmann und den Schöffen vor, und Jan van Loven, erster Schreiber der Keure, las den gräflichen Freibrief des Jahrmarktes mit lauter Stimme dem Volke vor.

Diese Verlesung dauerte ziemlich lange; die Menge achtete beinahe nicht auf die helle Stimme Jan van Loven's, indem sie denselben Freibrief vielleicht schon zwanzig Mal unter gleichen Umständen hatte verlesen hören.

Sobald der oberste Schreiber geendet hatte, trat er zurück und verschwand im Saal. Dann traten die Schöffen bis an die Lehne des Fensters, und der Oberschöffe

rief nun feierlich zu dem Volke, während die tiefste Stille herrschte:

„Im Namen des Grafen von Flandern und der Stadt Gent verkündige ich zu dieser Stunde den freien Jahrmarkt. Es soll ein Jeder während dieser Marktfreiheit, zufolge der Gesetze von Gent, frei gehen, fahren, kommen, wiederkehren und handeln dürfen mit jeder Art von Gütern, aus welchen Landen oder von welchen Völkern sie auch sein mögen, ausgenommen die Verbannten des Grafen und der freien Lande von Flandern."

Von Neuem ließen hierauf die Trompeter ihre Instrumente schmettern.

Kaum war dieses Zeichen gegeben, als auch das Volk sich mit lärmendem Jauchzen nach der Mitte des Marktes drängte, wo jetzt ein lautes Geräusch entstand. Vom Hochhause herab sah man überall die Läden sich öffnen und alle Kaufleute eilig ihre Waaren zur Schau legen: seidene Stoffe von jeglicher Farbe, Tuch aller Art, Sammet, Damast, Gewürze aus dem Morgenlande, in Gold und Silber gefaßte Juwelen, Zinn- und Glasgeschirr, Schnitzwerk, Waffen, kurz Alles, was Kunst und Gewerbfleiß Auserlesenes hervorbringen konnten, wurde den Gentern und Fremden hier zum Kauf angeboten. Etwas ferner hinter St. Jakob lockte man die Kinder an durch Leckerbissen und Spielwaaren, und nach der Baudeloobrücke zu hörte man bereits die Trommeln und Pfeifen der Gaukler und Springer.

Die meisten Schöffen und Dechanten hatten das Hochhaus verlassen, um sich auf den Markt zu begeben.

Artevelde wollte auch die Treppe hinabsteigen, da hielt ihn aber der Oberschöffe zurück und führte ihn in den fernsten Winkel des Gemaches.

„Mher Jakob!“ sagte derselbe, nicht ohne eine gewisse Traurigkeit; „ich habe gesehen, wie Ihr am Fenster von edler Freude ganz hingerissen waret; mein Herz pochte auch sehr bei dem Anblick des Volksglückes; aber, theurer Freund, es war mir nicht vergönnt, diese Freude ganz ungetrübt zu empfinden ....“

Artevelde kannte den festen Muth des Oberschöffen, und es überraschte ihn also sehr, seinen Freund einen solchen Umweg einschlagen zu sehen, um ihm Etwas mitzutheilen. Er fürchtete daher, daß es eine schlechte Nachricht sein müsse.

„Sprecht doch rascher, Ser van Vaernewyck!“ fiel er ihm in die Rede. „Ihr erschreckt mich.“

„Ein furchtbares Ungewitter zieht sich über unseren Häuptern zusammen,“ entgegnete der Oberschöffe; „während wir uns hier an der Freude des Volkes ergötzen und alle Gefahr vergessen, wird vielleicht in dem Augenblicke, wo ich dieses sage, der Untergang Flanderns beschlossen und in's Werk gesetzt.“

Artevelde betrachtete seinen Freund mit fragender Miene; dieser fuhr fort:

„Es kam so eben ein geheimer Bote von Ryssel nach meinem Stein; ihn hat Ser Sander, unser treuer Freund in Frankreich, geschickt. Hört, Mher Jakob, was dort vorgeht, und Ihr werdet einsehen, daß wir am Rande eines Abgrundes stehen, ohne es zu wissen. Ein

mächtiges französisches Heer ist an unseren Gränzen versammelt; man hat die Festungen im wälischen Flandern besetzt; fünfhundert französische Reiter sind unter dem Schein, als wären sie vlämische Parteigänger, in Viervliet eingerückt."

„Ich sehe noch nicht, was wir zu fürchten haben," bemerkte Artevelde; „ich wünsche und erwarte schon lange einen Angriff, die Freiheit von ganz Flandern muß daraus hervorgehen, und obendrein dürfen wir nicht, ohne das Recht zu verletzen, gewaffnet im Felde erscheinen, wenn man uns nicht erst feindlich angegriffen hat. Man versuche das Mindeste gegen Gent oder gegen Flandern, und wir rücken eben so rasch mit einem Heere nach Rupelmonde, um den alten Segher de Cortrazyn zu befreien. Laßt die Franzosen uns nur anfallen; sie können uns keinen besseren Dienst erweisen!"

„Das ist es auch nicht, was mich bekümmert macht, Mher Jakob! Aber laßt mich Euch weiter mittheilen, welchen mächtigen Plan Frankreich gegen uns entworfen hat. An einem der nächsten Tage soll das große Heer in Flandern einfallen und die Besatzung von Viervliet das Grundgebiet von Gent verwüsten; in demselben Augenblicke aber, wo wir das Volk zu den Waffen rufen, wird die Nachricht eintreffen, daß die Vläminger wegen Ungehorsams gegen den König von Frankreich in den Bann der heiligen Kirche gethan seien. Wird das Volk die Waffen nicht demüthig niederlegen vor dem furchtbaren Gebot im Namen des Papstes? Wird es nicht aus Ehrerbietung und Gottesfurcht den Nacken beugen

unter Frankreichs Willen? Gesetzt auch, wir wenden den ersten Angriff des Feindes ab. Wir sind nicht weit von der heiligen Woche; es wird keine Messe in Flandern gelesen werden; Niemand wird zur Beichte oder Communion gehen dürfen. Glaubt Ihr, daß Flandern Widerstand bis nach Ostern leisten kann? O, der französische König ist arglistig und böse; er fürchtet unsere Waffen und bekämpft uns durch die Religion!"

Artevelde hatte mit tiefem Nachdenken den Worten des Oberschöffen zugehört. Vielleicht ergriff auch ihn ein Gefühl von Angst, obwohl man auf seinem ruhigen und sinnigen Antlitz nichts davon merken konnte.

„Sollte der heilige Vater zu diesem Verdammungsurtheil besonderen Befehl gegeben haben?" fragte er. „Das scheint mir unmöglich."

„Das ist auch nicht nöthig," antwortete Ser van Vaernewyck. „Als der französische König von dem Papst ersucht wurde, einen Kreuzzug gegen die Heiden zu unternehmen, versprach er es unter der Bedingung, daß die Vläminger ihm Treue schwören sollten. Die Gemeinen von Flandern, welche damals keine Macht hatten und dieses Opfer für das Heil des Christenthums bringen wollten, haben den Eid in die Hände des Papstes abgelegt, und der heilige Vater verlieh den Königen von Frankreich eine Bulle, kraft welcher sie Flandern bei dem mindesten Ungehorsam durch die französischen Bischöfe in den Bann thun können. Die französischen Könige haben den Kreuzzug nicht unternommen, dagegen aber seit 1309 die Bulle des Papstes heimlich

behalten. Diese heimliche Waffe bringt man jetzt an den Tag, und Gott weiß, wie sie uns treffen wird."

Ser van Vaernewyck betrachtete den weisen Mann, der mit gebeugtem Haupte den Boden anstarrte. Er ließ ihm noch einen Augenblick Zeit zur Ueberlegung, und fragte dann:

„Nun, Mher Jakob, habe ich nicht Ursache, bekümmert zu sein über das Unglück, das von allen Seiten gegen uns losbricht?"

Artevelde richtete das Haupt empor und antwortete:

„Philipp von Valois wagt vielleicht seine Krone bei diesem Spiel; vielleicht bahnt er Eduard von England den Weg, auf welchem dieser den französischen Thron besteigen wird .... Was Ihr mir da mitgetheilt habt, ist gewiß wichtig, Ser van Vaernewyck; aber mit Gottes Hülfe wird Flandern sich durcharbeiten und seine Freiheit behalten."

„Und unser Eid, Mher Jakob, sollen wir den brechen? Soll Flandern uns folgen auf dieser gefährlichen Bahn?"

„Unser Eid? Im Gegentheil, wir müssen ihn selbst mit den Waffen aufrecht erhalten," sprach Artevelde. „Die vlämischen Gemeinen haben in Zeiten des Unglücks aus Gottesfurcht den Königen von Frankreich Treue geschworen, bedingungsweise eigentlich nur der Krone Frankreich für einen bestimmten Zeitraum, und keineswegs Personen, die durch eine falsche Auslegung des salischen Erbgesetzes den Thron bestiegen. Der Bann ist unrechtmäßig; wir berufen uns deswegen auf den Pabst selbst, und der heilige Vater wird uns Recht

geben; denn wir sind selbst gegen unsere Pflicht unserem Eide treu. Philipp von Valois ist nicht König von Frankreich; Eduard von England allein kommt die französische Krone zu. Begreift Ihr, was das heißt, Ser van Vaernewyck?"

Der Oberschöffe ergriff gerührt Artevelde's Hand und blickte ihm stumm in die Augen.

„Was wir hier zu fürchten haben," fuhr der weise Mann fort, „ist der nachtheilige Eindruck, den das Ausrufen des Bannes auf die Bürger von Gent ausüben kann. Nun denn, ich werde morgen früh zu dem Volke reden, und dessen Gemüth waffnen gegen eine Nachricht, die es aus meinem Munde selbst vernehmen soll. Versammelt Ihr unterdessen heute gegen Abend die Schöffen auf dem Schöffenhause. Wir wollen sogleich Mher Jan van den Bossche nach Luik (Lüttich) senden zu dem großen Gottesgelehrten daselbst, um uns Rathes zu erholen über die Berufung an den Papst. Die Geistlichkeit ist mit uns; wir wollen daher den Dechanten der Christenheit ersuchen, zu dem Bischof von Doornik (Tournai) zu gehen, um Aufschub des Urthels zu erlangen, bis der Beschluß über unsere Berufung da ist. Was auch geschehe, der Zweifel über das Fortbestehen des Bannes wird Flandern retten. Morgen schon befehle ich eine Waffenschau des ganzen Heeres auf dem Kouter. Wir werden bereit sein, Freund Maes; aber wir haben Zeit genug; man kommt nicht in einem Tage von Ryssel nach Gent, namentlich wenn es unterweges noch Vläminger giebt."

„Ich bewundere Eure Weisheit," sagte der Oberschöffe. „In der That, auf diese Weise verliert Frankreichs schreckliche Waffe alle ihre Kraft. Doch weiß ich nicht, ob wir auch auf die anderen Städte Flanderns rechnen können. Durch die Ertheilung von verderblichen Privilegien an Brügge und Ypern scheint der Graf die meisten Vlämninger von uns abgezogen zu haben; vielleicht wird Gent dem Unwetter allein Trotz bieten müssen."

„Möglich!" antwortete Artevelde; „obwohl ich überzeugt bin, daß Flandern wie ein Mann aufstehen wird bei der Annäherung des französischen Heeres. Auf jeden Fall werde ich an der Spitze meiner heldenmüthigen Genter nicht zaudern, dem französischen Heere entgegenzuziehen, mit der Hoffnung auf einen ruhmvollen Sieg; und sollte hier der Erfolg das gute Recht Lügen strafen, so rufen wir Eduard von England zu Hülfe, um uns den Ueberfall des flandrischen Bodens rächen zu helfen. Er verlangt es nicht besser! O, Philipp von Valois weiß nicht, welches gefährliche Spiel er wagt; er weiß nicht, daß Flandern vielleicht den ächten König von Frankreich nach Paris führen wird!"

„Hab' Dank, Mher Jakob!" sprach der Oberschöffe, von Neuem seinem Freunde die Hand drückend; „Ihr habt mir Ruhe und Muth wiedergegeben. Eine düstere Zukunft hatte sich vor meinem Geiste ausgebreitet; Euer mächtiges Wort hat ein hoffnungsvolles Licht vor meinen Augen entstehen lassen. Wohl denn! Vorwärts für Freiheit und Vaterland! Ich gehe, um Alles für die

Versammlung der Schöffen zu besorgen und Mher van den Bossche von seiner Sendung zu benachrichtigen."

Bei diesen Worten wollte der Oberschöffe den weisen Mann rasch verlassen, aber der Letztere faßte ihn bei der Hand, führte ihn an das Fenster und sagte:

„Seht, Ser van Vaernewyck, wie vergnügt und heiter das Genter Volk sich auf dem Markte dort ergeht. Vielleicht wird es binnen einigen Tagen schon sein Blut für die Freiheit vergießen müssen und manche dieser Frauen ihren Gatten, viele dieser Kinder ihren Vater zu beweinen haben. Es wäre ein Unrecht, nicht wahr? diese innige Freude zu zerstören, da man nicht weiß, ob nicht gar schon morgen Schrecken und Betrübniß an ihre Stelle treten. Laßt die muthigen Bürger wenigstens eine Stunde reiner Freude genießen, Freund! Stören wir jetzt mindestens die allgemeine Heiterkeit noch nicht!"

„Was wollt Ihr damit sagen, Mher Jakob?"

„Daß Ihr Niemanden auf der Welt Etwas mittheilt von dem, was Ihr wißt, als erst am späten Nachmittage. Denn wie geheim es auch bleibe, es verbreitet sich doch wie der Wind unter dem Volke."

„In der That, dieser Tag ist der schönste, den wir seit unserer Ermannung erlebt haben; ich will ihn auch nicht stören."

„Habt Ihr vor Mittag noch dringende Sachen zu besorgen, Ser van Vaernewyck?" fragte Artevelde.

„Nein!" war die Antwort. „Ich hatte mir vorgenommen, einmal über den Jahrmarkt zu gehen; aber die wichtige Botschaft hat mir die Lust daran vertrieben."

„Kommt, kommt,“ rief Artevelde, mit freundlichem Lachen seinen Freund nach der Treppe führend; „Alles hat seine Zeit, Ser Maes! Vielleicht bekommen wir noch Arbeit genug; heute sei ein Ruhetag; geht mit mir; meine Frau und Tochter erwarten mich dort unten mit Mher Ghelnoot und dem Sohne des Oberdechanten; wir wollen zusammen plaudernd den Jahrmarkt sehen; die Freude erhellt den Geist; vielleicht bekommen wir noch bessere Gedanken!“

Während dieser Worte waren sie die Treppe hinuntergestiegen und hatten die Thür des Hochhauses erreicht.

„Wohl!“ sagte der Oberschöffe; „ich nehme Euern Vorschlag mit Vergnügen an; aber wie wollen wir mit der Wache von Sanct Jan durch das Volk kommen?“

„Meine Wache bleibt hier stehen,“ antwortete Jakob. „Ihr findet es unvorsichtig, nicht wahr? Die bezahlten Mörder, die man gegen mich aussendet? O, die Genter sind meine beste Wache, und ich sage mit tiefgefühltem Stolze: die Zeit, um Jakob von Artevelde zu treffen, wäre wirklich schlecht gewählt, wenn er mitten unter dem Genter Volk sich befindet. Kommt! Keine Furcht! Gott beschützt uns Alle!“

Nicht weit von dem Hochhause, bei der Ecke der Langen Munte, fanden sie Frau Cathelyne van Drongene, Jakob's Gattin, mit ihrer Tochter und ihrer Dienerin stehen. Ghelnoot van Lens schwatzte und lachte mit einem Fleischermeister aus seiner Nachbarschaft.

Lieven Denys gab der schönen Veerle die Hand und sein Herz klopfte vor Stolz und Freude, wenn er die

Vorübergehenden bewundernde Blicke auf die schöne Jungfrau werfen sah. Und in der That, etwas Zauberhaftes, gleich einem Nebelkreise von Glück und Liebe, umgab die junge Veerle in diesem Augenblicke; ihr Antlitz glänzte mit dem hellen Lächeln, welches einer Freude vorausgeht; ihre dunkeln, schwarzen Augen streiften funkelnd über den Markt; stolz richtete sie den schlanken Hals empor, als ob sie fühle, daß Artevelde's Blut durch seinen Patriotismus auch in den Adern seiner Tochter veredelt sei. Gewiß, sie bedurfte, um schön und reizend zu sein, weder prächtiger Kleider, noch reicher Juwelen, obgleich sie dieselben jetzt trug. Ein Gewand von himmelblauer Seide umwallte faltenreich ihre schlanken Glieder; eine künstlich gearbeitete goldene Kette glänzte auf ihrer Brust; ihre Kopfbedeckung von feinem weißen durchsichtigen Zeuge zierte ihr Haupt und ihren Hals, während sie die holde Röthe ihrer Wangen erhob.

Lieven Denys stand neben ihr mit einer ganz anderen Haltung; ihm pochte das Herz und Stolz erfüllte dasselbe; dennoch wagte er nur dann und wann die Augen zu Veerle zu erheben, und blickte meistens träumend vor sich nieder. Es war, als ob er sich gefürchtet hätte, irgend Jemanden in der Welt merken zu lassen, was in seinem Herzen vorgehe, und als ob er besorge, durch die Augen einen Theil der seligen Rührung zu verlieren, welche ihn jetzt mit süßer Gewalt gefangen hatte. Nicht selten stieg ein dunkles Roth in seinem Antlitz auf, wenn ein Vorübergehender durch langes Anschauen in seine Seele dringen zu wollen schien, um dort die Tiefe seines

Entzückens zu messen. Dann und wann, wenn irgend ein Lied zu Ehren ihres Vaters aus der Nähe emporstieg, drückte Veerle unbewußt Lieven's Hand, so daß dieser vor süßem Schreck zusammenbebte. Der tieffühlende Jüngling würde seine Veerle gern auf Kosten seines Lebens aus dem Gedränge fortgeführt haben; es schmerzte ihn tief, sein Gefühl unterdrücken zu müssen, um die Gluth, die ihn beseelte, vor Spott und Entheiligung zu bewahren, und dennoch, hätte man ihm Schätze geboten für diesen Tag, er würde sie ausgeschlagen haben. Wandelte er nicht Hand in Hand mit der schönen Veerle, der Tochter des weisen Mannes, vor Aller Augen dort? Und war ihm dies nicht ein Pfand, daß sie ihm allein, und keinem andern Manne auf Erden zur Gattin bestimmt sei?....

Nachdem sie den gewohnten Gruß und einige freundliche Worte mit dem Oberschöffen gewechselt hatte, rief Frau von Artevelde ihre Dienerin zu sich und ging zwischen ihrem Manne und Ser van Vaernewyck den Markt hinauf, während Veerle mit Lieven ihr folgte. An der andern Seite der Dienerin schritt Ghelnoot van Lens, der Hauptmann von Sanct Nikolas, der nichts that als lachen und scherzen mit Allem, was er sah.

Ueberall, wo der weise Mann mit seinen Hausgenossen sich zeigte, öffnete das Volk ehrfurchtsvoll seine Reihen und sprach frohe Grüße aus, während die Jungfrauen und Jünglinge einander die schöne Veerle zeigten. Sie näherten sich gleich darauf den Buden und blieben einige Zeit vor einer schönen Handlung von allen Sor-

ten golddurchwirkter Tücher stehen. Frau Artevelde hatte bereits mehr als einmal ein Stück mit Gold und Silber durchmengt, besehen und angefaßt. Artevelde, der unterdessen mit dem Kaufmanne sprach, hörte plötzlich hinter seinem Rücken eine Stimme sagen:

„Was? Er würde mich nicht erkennen? Ich wette, was Ihr wollt, und ich werde ihn anreden, daß Ihr es Alle seht und hört; wartet nur, bis er sich umdreht.“

Diese Stimme mußte Artevelde aufgefallen sein; denn er wandte sich mit freundlichem Lächeln zu den Handwerkern, die hinter ihm standen, ging dann gerades Weges auf Einen von ihnen zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Ah, guten Tag, kühner Freund! Ich freue mich, Euch zu treffen. Erinnert Ihr Euch noch, daß Ihr mir sagtet, es müsse Blut oder Arbeit geben?“

Lieven Comyne's Hand zitterte vor Rührung in der des weisen Mannes und er blickte ihm sprachlos in die Augen, während ein Ausdruck des Glückes sein Antlitz gleichsam erleuchtete.

„Arbeit ist da,“ fuhr Artevelde fort, „Blut noch nicht! Aber wenn Flandern es verlangt, wird das gute Genter Blut ihm nicht fehlen, nicht wahr, Genossen?“

„Blut fehlen für das Vaterland?“ murrte der junge Blaufärber in höchster Aufregung; „in Gent? Das wollen wir sehen! Laß Versemier vom Glockenthurm herab nur rufen: Feind! Feind! und Ihr werdet die Genter Löwen brüllen hören vor Freude!“

„Bis Flandern uns ruft, müssen wir ruhig und

fröhlich den Wohlstand genießen, den Gott uns geschenkt hat," sagte Artevelde; „aber das Herz muß wacker bleiben, wie es das Eure ist, kühner Geselle!"

„Ihr habt gesagt: Haltet vlämischen Muth!" antwortete Jan, der Strohdecker, der hinter den Anderen stand und kräftig auf seine Brust schlug; „dies Wort ist hier eingeschrieben."

Artevelde ließ Lieven's Hand los, um die des Strohdeckers zu ergreifen.

„Noch Einer von meinen Freunden!" sagte er lachend.

„Ihr erkennt mich also auch noch?" rief Jan voll Freude und Stolz.

„Sind wir nicht allesammt Söhne von Gent, die geschworen haben, einander beizustehen mit Gut und Blut für Flanderns Befreiung?" antwortete Artevelde. „Brüder in Freuden! Brüder in Leiden! Brüder selbst bis in den Heldentod!"

Lieven Comyne hatte sich umgewandt, um sein Angesicht zu verbergen; schon lange kämpfte er gegen das mächtige Gefühl, das ihn ergriffen; aber jetzt fühlte er sich überwunden, und die Thränen stürzten ihm plötzlich aus den Augen.

Der weise Mann betrachtete den muthigen, gefühlvollen Mann mit Bewunderung; er schlug ihm auf die Schulter und sprach:

„Freund! Ihr heißt Lieven Comyne, glaube ich, und Ihr wohnt bei der St. Veerlekapelle. Wenn Flandern das Leben eines Helden zu seiner Erhaltung fordert, werde ich mich Eurer erinnern."

„Dank! Dank, Mher Jakob!“ antwortete Lieven mit erstickter Stimme; „ich werde warten, aber ich rechne auf Euer Wort! ....“

Veerle zupfte in diesem Augenblicke ihren Vater bei dem Arme und sagte:

„Aber, Herr Vater! Ihr laßt uns so allein; das ist nicht wohlgethan; seht einmal, welch ein schönes Stück goldenes Laken die Mutter da hat!“

Artevelde drückte nochmals die Hand von Lieven Comyne und dessen Genossen, und wandte sich dann zu der Bude.

Der entzückte Blaufärber Lieven wischte sich plötzlich die Thränen aus den Augen und rief wie verrückt:

„Kommt, kommt, Gesellen! Ich gebe vier Stübchen Wein im goldenen Schwan; trinken, trinken, denn es brennt mir das Herz! Wir wollen noch einmal tüchtig den frohen Tag feiern. Haltet vlämischen Muth! Haltet vlämischen Muth!“

Mit diesen Worten sprang er voraus nach der Wandelsteege und machte seinen Freunden jauchzend Bahn durch das Volk.

Als Artevelde sich umwandte, verließ seine Gesellschaft gerade die Bude; er sah, daß seine Frau ein Stück golddurchwirktes Tuch ihrer Dienstmagd Jacquemyne zu tragen gab, und sagte freundlich scherzend:

„So, so, Cathelyne! Das Angeld mag nicht gering sein! Was zahlst Du dafür?“

„Nichts!“ antwortete Frau Artevelde, „es ist ein Marktgeschenk von Ser van Vaernewyck.“

„In der That, Ser Maes!“ sagte Jakob, „Ihr erinnert mich daran, daß alle Freunde heute Geschenke machen.“

„Aber ich bin Wittwer!“ lachte der Oberschöffe; „da seid Ihr des Gegengeschenkes quitt.“

„Das wollen wir doch sehen,“ antwortete Artevelde, während er seine Tochter zur Bude führte; „Veerle, Du hast Geschmack! Wähle mir einmal ein Stück golddurchwirktes Tuch für Jungfrau Christina van Vaernewyck.“

Die Wahl ward rasch getroffen und der Handel abgeschlossen. Artevelde öffnete seine Geldtasche und bezahlte, worauf er das Geschenk gleichfalls Jacquemyne auf den Arm legte, und dann plaudernd mit seiner Gesellschaft längs den Buden fortwandelte. Bei dem Thürmchen, wo die Kameele mit ihren langen Hälsen über die Zelte hinausragten und die Neugier des jauchzenden Volkes anregten, blieb Veerle vor einem Laden stehen, auf welchem alle köstlichen Juwelen des Orients zur Schau lagen. Ein Türke mit seinem afrikanischen Sklaven saß ruhig daneben und schlürfte ein warmes Getränk aus einer silbernen Schaale ein; an seiner anderen Seite stand ein Dolmetscher.

Veerle hatte bereits mehrere reiche Stücke nach einander aufgenommen und aufmerksam betrachtet, bis sie endlich unschlüssig zu sein schien, welchen von zwei Perlenkränzen sie wählen solle; der eine war schwer und ohne Zweifel sehr kostbar, der andere dagegen kleiner und leichter. Da sie den Dolmetscher fragte, was diese Juwelen kosteten, erhielt sie zur Antwort:

„Der größere kostet zehn Pfund Groot, den kleineren wird man für drei Pfund lassen.“

„Nun denn!“ sprach Veerle, sich zu Lieven wendend und ihm den größeren Kranz zeigend; „Ihr sucht schon so lange nach einem Marktgeschenk für mich; hier ist eins, das mir gefällt! Seht zu, ob der Kaufmann sich nichts von seinem Preise will abdingen lassen.“

Lieven Denys ließ Veerle's Hand fahren und senkte das Haupt, um die Röthe zu verbergen, welche ihm Stirn und Antlitz bedeckte.

„Es ist zu theuer, Veerle!“ seufzte er betrübt, „so viel Geld habe ich nicht in meiner Tasche.“

„O!“ rief Ghelnoot van Lens, „soll der Wunsch der schönen Veerle um solcher Ursache willen unerfüllt bleiben? Ich muß ihr auch ein Marktgeschenk machen; so will ich denn das Halsband kaufen; Lieven findet schon etwas Anderes.“

Ein krampfhaftes Zittern ergriff Lieven; er warf einen blitzenden Blick auf Ghelnoot, der ihn erstaunt ansah und die Ursache dieses plötzlichen Zorns nicht begreifen konnte.

Mittlerweile hatte Veerle wieder Lieven's Hand angefaßt, und fühlend, wie der Jüngling zitterte, begriff sie auch, was in seinem Gemüthe vorging. Sie sprach daher, wie verwundert:

„Ei! Ihr versteht mich nicht, oder ich habe Euch das Unrechte gezeigt. Meint Ihr, daß ich die schweren Perlen um den Hals schlingen wolle? Das ist ein Kranz für eine alte Matrone! Die lieben kleinen Perlen will

ich haben .... Und Mher Ghelnoot! ich würde doch auf keinen Fall ein erstes Marktgeschenk von Jemanden anders als von Lieven allein annehmen. Hört Ihr? Kauft es nur, Lieven! Ich hänge es gleich um den Hals."

Der getröstete Jüngling drückte ihr die Hand und hob muthig den Kopf auf; während Ghelnoot freundlich lachte, bezahlte Lieven das Juwel und gab es Beerle, die es auch sogleich um den Hals schlang. Dieser Beweis der Auszeichnung und Liebe rührte den Jüngling tief, und verbannte gänzlich die Eifersucht, welche sich seiner eben so gewaltig bemeistert hatte. Er ging zu Ghelnoot, nahm ihn bei der Hand uud sagte:

„Mher von Lens! Ihr müßt mir verzeihen; es giebt ein Gefühl, das sich meiner wider Willen bemeistert; aber ich meine es nicht so; also denkt nicht mehr daran und laßt uns gute Freunde sein!"

„Was das Letztere betrifft, auf immer und ewig, Lieven! Denn trotz allen Euren unbegreiflichen Grillen seid Ihr doch ein kühner und braver Bursche. Habt Ihr aber wieder Lust aufzubrausen, so müßt Ihr so gut sein und mir das etwas früher sagen! Nun, nun, das schadet aber nichts; ich weiß es schon nicht mehr, bis Ihr wieder einmal böse geworden seid wegen eines unschuldigen Wortes. Kommt jetzt aber rasch; denn seht, dort steht Mher Jakob."

Lieven und Beerle folgten Ghelnoot zu den Uebrigen, die vor einem Waffenladen ihrer warteten. Nachdem sie einige Worte über Lievens Geschenk mit einander gewechselt hatten, wollten sie rasch weiter gehen, um

die Springer und Gaukler zu sehen. Plötzlich hörte man aber von Weitem, in der Richtung des Steendamms, das Getrappel eines trabenden Pferdes, und unmittelbar darauf strömte das Volk nach jener Seite, als ob es ahne, daß sich dort etwas Wichtiges begeben müsse.

Der Reiter, der mit verhängtem Zügel über die Kerkbrücke sprengte, traf mit dem dichtgedrängten Volke zusammen, und sah sich genöthigt, sein Roß anzuhalten. Sein Antlitz glühte vor Ermüdung; der Schweiß strömte von dem rauchenden Leibe seines Pferdes herab. Mann und Thier waren mit Staub bedeckt und keuchten athemlos.

Das Erste, was der Reiter that, als er wieder etwas Athem geschöpft hatte, war, daß er sich in den Steigbügeln aufrichtete und mit erhobenen Armen ausrief:

„Wehe! Wehe über Gent!"

„Woher kommt Ihr?" rief man von allen Seiten.

„Von Rupelmonde!" war die Antwort; „ich muß den Oberhauptmann sprechen; wo finde ich ihn?"

„Er ist auf dem Markte!" rief man ihm zu.

Ein Zunftgeselle ergriff den Zügel des Pferdes und sagte, ihm durch das Volk Bahn machend:

„Kommt! Ich will Euch zu dem Oberhauptmann führen."

Tiefe Trauer zeigte sich auf dem Antlitz aller umherstehenden Bürger; leise fragten sie einander:

„Sollte Segher de Cortrazyn getödtet sein?"

Die Zunftgenossen liefen dagegen mit steigender

Wuth dem Boten nach, und begleiteten ihn, wie eine Wolke, bis in die Nähe des Oberhauptmanns.

Jakob von Artevelde ging mit Ser van Vaernewyck ihm entgegen und erhielt von ihm ein versiegeltes Pergament. Ehrfurchtsvoll zog sich das Volk zurück und bildete rund um den Oberhauptmann einen weiten Kreis; Aller Augen blieben jedoch fest auf ihn gerichtet.

Der weise Mann öffnete das Schreiben, ohne daß sein Antlitz die mindeste Bewegung verrieth. Kaum hatte er jedoch das unglückliche Blatt entfaltet und gesehen, was es enthielt, als er todtenbleich wurde, tief den Kopf senkte, und krampfhaft die Hand des Oberschöffen ergreifend, zu diesem mit dumpfer Stimme sagte:

„Der Marschall von Gent enthauptet! Die Leiche Segher's de Cortrazyn in einem bleiernen Sarge aus Rupelmondestein gebracht!"

In diesem Augenblicke hörte Artevelde einen peinlichen Schrei aus einer Frauenbrust aufsteigen und über den Markt dringen.

„Um Gottes willen, Ser van Vaernewyck!" seufzte er, „bringt meine Frau nach Hause; es ist ihr Vater!"

Der Oberschöffe begriff, daß der Freitagsmarkt der Ort nicht sei, wo Frau Artevelde die Bestätigung ihrer schrecklichen Vermuthung erhalten dürfe; er ließ den niedergedrückten Artevelde mit der Hand vor den Augen stehen und gab Ghelnoot und Lieven dessen Verlangen zu erkennen.

Während man die beiden Frauen fort und durch die Menge über den Markt führte, stand das Volk, mit

Thränen in den Augen und sprachlos, um Artevelde geschaart. Es fühlte, welcher Schmerz die Brust des weisen Mannes zerreißen mußte, und ehrte seine Pein, um diese selbst nicht durch einen einzigen Racheschrei zu stören. Plötzlich erhob Artevelde das Haupt und horchte lächelnd auf ein fernes Geräusch. Die Menge blickte gleichfalls erstaunt nach oben. Da hörte man Persemier auf dem Glockenthume: „Feind! Feind!“ blasen, und unmittelbar darauf die eherne Stimme des Roland Sturm läuten, daß ihre Klänge über die ganze Stadt hin schallten.

Es war ein schrecklicher, aber erhebender Augenblick, als die Frauen und Kinder weinend und wehklagend sich nach allen Seiten hin vom Markte entfernten, während die Männer mit aufgehobenen Armen: „Heil! Heil!“ riefen und sich jubelnd um ihren Oberhauptmann schaarten, als habe der alte Roland ihnen ein Fest verkündigt.

Plötzlich, indem noch Jeder zweifelhaft die Ursache des Sturms zu errathen suchte, kam ein Stadtbote von dem Glockenthurme zu Artevelde geeilt, und sagte hastig:

„Oberhauptmann! Persemier sieht eine Wolke Reiter auf der Straße von Biervliet nach der Stadt heransprengen; sie sind jetzt in der Gegend von Everghem!“

„Ha, Freunde!“ rief Artevelde mit mächtiger Stimme; „das sind die Leliaerds von Biervliet! Jetzt wollen wir den ermordeten Segher rächen! Auf, Genter! zu den Waffen, zu den Waffen!“

Dieser Ruf war noch nicht einmal ganz seinem Munde entflogen, als auch schon alle Männer durch die

angränzenden Straßen den Markt verließen, um ihre Waffen zu holen.

Einige Augenblicke nachher sah man aus denselben Straßen die Gesellen mit Gutentags, Kreuzbögen oder Schwertern herbeieilen. Der Zufluß wurde binnen Kurzem so groß, daß der Freitagsmarkt gleich darauf von Fahnen und Pongoenen (Fähnlein) von verschiedener Farbe und Gestalt bedeckt zu sein schien. Jeder gesellte sich zu dem Fähnlein seiner Gilde, und je nachdem neue Genossen hinzukamen, bildete man regelmäßige Glieder, wie man es stets unter solchen Umständen zu thun gewohnt war.

Mittlerweile sprengte in jedem Stadtviertel ein Reiter durch die Straßen, das Blutbanner in der Hand, und schrie: „zu den Waffen! zu den Waffen!" um die Bürger, welche zu dem Heere der Zünfte gehörten, nach dem Freitagsmarkte zu rufen.

Während nun die Zünfte sich zum Kampfe rüsteten, stand Artevelde mit den Hauptleuten der Kirchspiele, den Schöffen und Dechanten neben dem Hochhause. Zu langen Berathungen fehlte es an Zeit; auch war der Plan des Oberhauptmanns bald gebildet. Obwohl er voraussah, daß die Reiter von Biervliet aus die Stadt bei dem Muidethore angreifen würden, indem sie auf den anderen Seiten durch die Arme der Schelde und Leije daran verhindert waren, so ertheilte er dessenungeachtet den Befehl, eine starke Wache nach jenem Thore zu senden.

Er selbst stellte sich an die Spitze des größten Heerestheils und zog über die Ser Bodinsbrücke durch das

Grauwthor, und so zum Muidethor hinaus, bis er sich mit seiner Schaar auf der Straße von Biervliet befand. Dort ließ er queer über den Weg die Weber ihre Gutentags mit dem untersten Ende in die Erde pflanzen und in dichten Gliedern gleichsam eine eiserne Mauer bilden, welche keine Reiterei zu durchbrechen vermochte.

Dann rief er dem Heere zu:

„Genossen, habt guten Muth! Sie, die uns anfallen werden, haben sich berühmt, sie würden an die Thore von Gent schreiben, wir seien Feiglinge. Wir wollen ihnen nun zeigen, wie man in Gent solches Geschwätz beantwortet .... Haltet Euch alle still, und schweigt!“

Nachdem er diese wenigen Worte gesagt hatte, führte Artevelde die eine Hälfte seiner Streiter höher hinauf neben der Straße in ein Gebüsch, und gab Ghelnoot von Lens den Befehl, sich mit der anderen Hälfte jenseits des Weges ebenfalls in einen Hinterhalt zu legen.

Kaum war diese Anordnung ausgeführt, als sich auch schon die Reiter in der Ferne zeigten. Da sie nur einen kleinen Haufen Bürger auf der Straße halten sahen, so sprengten sie desto kühner vorwärts und glaubten die Weber mit ihren Gutentags durch einen einzigen Anfall über den Haufen zu werfen. Als sie daher bis auf einige Bogenschüsse wirklich genaht waren, gaben sie ihren Pferden die Sporen und jagten ungestüm auf die Spitzen der Gutentags zu. Durch dieses heftige Anprallen kam allerdings einige Unordnung unter die Weber, und schon jubelten die Reiter, wie über einen Sieg.

Da brachen aber die übrigen Gesellen mit Jakob von Artevelde und Ghelnoot von Lens aus ihren Hinterhalten hervor, griffen den Feind auf beiden Seiten an, und warfen in wenigen Augenblicken Alles zu Boden, was sie erreichen konnten.

Als die hintersten Reiter das sahen, riefen sie: „Verrath! Verrath!“ und flohen, so schnell sie nur konnten, vom Schlachtfelde auf der Straße nach Biervliet fort. Sie ließen ungefähr zweihundert ihrer Genossen zurück, von wohl tausend Vlämingern umzingelt, welche kurzes Spiel mit ihnen machten und sie haufenweise zu Boden streckten.

Die Reiter wehrten sich wüthend, bis ihre Zahl fast gänzlich geschmolzen war, und sie sich zwischen den Pferden und Leichen nicht mehr vertheidigen konnten. Nun kehrten sie ihre Schwerter um, den Griff in die Höhe gehoben, und baten um Gnade.

Der Kampf hörte auf; man entwaffnete die Reiter, und stellte sie, nebst den noch übrigen Pferden, unter die Obhut einer starken Wache.

Nach kurzer Rast, und nachdem die Stadt-Wundärzte, Meister Spelliaerde und Arnold von Leene, mit ihren Gehülfen, die Verwundeten verbunden hatten, ließ Artevelde zum Abzug blasen.

Sobald das Heer sich wieder in Gliedern auf der Straße geordnet hatte, rief Artevelde seinen Leuten zu:

„Genossen! was wir so eben gethan haben, verlohnt sich nicht der Mühe, um davon zu reden; jetzt aber haben wir freie Hand; man hat uns zuerst angegriffen,

und uns bleibt das Recht, uns zu rächen. Bereitet Euch nun zu einem ernsten Kriege vor; wir wollen jetzt selbst das Nest Biervliet heimsuchen."

Er gab darauf den Befehl zum Abzuge, und das Genter Heer zog nun singend mit der Beute und den Kriegsgefangenen durch das Muidethor in die Stadt.

V.

Sechs Stunden Weges von Gent, im zeeländischen Flandern, lag das Städtchen Biervliet, welches die Ebene ringsherum mit seinen festen Wallthürmen und hohen Mauern beherrschte. Obwohl von geringem Umfange, war es jedoch sehr stark, und man rühmte es als eine fast unbezwingliche Feste. Diesen Platz hatte der König von Frankreich auf den Rath des Grafen erwählt, um von hier aus die Genter zu belästigen, und sie zu zwingen, einen Theil ihrer Macht nach dieser Seite zu wenden, während er längs der hennegauischen Grenze mit dem großen französischen Heere in Flandern einfallen würde.

Anfangs war Biervliet der Zufluchtsort gewesen für alle Verbannten, Leliaerds und französischen Landläufer, welche unter dem geheimen Schutze Frankreichs sich dort versammelten und dem Anscheine nach als unabhängige Parteigänger handelten.

Man konnte also nicht sagen, daß Philipp von Valois oder der Graf die Vläminger angreife, und die Genter, durch diese List gehindert, konnten in dem Entstehen dieser feindlichen Macht keinen Grund zum rechtmäßigen Kriege finden, so lange dieselbe das Grundgebiet ihrer Stadt nicht anfiel.

Während der letzten Tage waren plötzlich fünfhundert Reiter in Biervliet eingezogen, offenbar um mit den

Leliaerds vereinigt den König von Frankreich bei dem Angriffe auf Gent, welchen er unternehmen wollte, zu unterstützen. Diese fremden Söldner und Ritter gaben sich gleichfalls für eine freie Schaar aus; doch konnte man an ihrer Zahl und ihrer Ausrüstung unfehlbar wahrnehmen, daß sie noch kürzlich im französischen Heere gestanden hatten.

An und für sich selbst konnte Biervliet, so stark seine Besatzung auch sein mochte, den Gentern nicht die mindeste Furcht für ihre Freiheit einflößen. Aber das Vorhandensein eines solchen Mittelpunktes lockte alle Leliaerds und Unzufriedenen der vlämischen Städte an, und erweckte bei den Gentern die Besorgniß, daß sich rings um denselben eine mächtige Partei gegen ihre wiedergewonnene Freiheit bilden werde. Dies um so mehr, als durch Frankreichs Geld unter den Parteigängern großer Ueberfluß herrschte, und Viele, in Hoffnung auf ein lustiges Leben und großen Gewinnst, angezogen wurden, sich zu den Leliaerds zu gesellen.

Artevelde hatte bereits die Zunahme der Besatzung von Biervliet mit Kummer und Verdruß beobachtet; aber da er es sich zur festen Regel gemacht, das Gesetz und Recht der Gemeine nicht zu überschreiten, blieb er unthätig gegen die feindliche Macht, überzeugt, daß die Leliaerds ihm dereinst selbst Veranlassung geben würden, sie zu vernichten.

Dies war jetzt durch den Anfall auf Gent ganz nach seinen Wünschen geschehen. Die Gemeine konnte sich nun gegen ihre eigenen Feinde vertheidigen, und da diese als

Freigänger unter Niemandes offenem Befehle und Schutze standen, durfte man sie bekämpfen, ohne den Rechten des Grafen Abbruch dadurch zu thun. Der König von Frankreich hatte sich also in seinen eigenen Netzen gefangen und der Genter Gemeine das unbestreitbare Recht verschafft, selbst außerhalb ihres Grundgebietes Krieg zu führen.

Der weise Mann ließ sich diese Gelegenheit nicht entschlüpfen, um, wie er gesagt hatte, das Nest der Leliaerds zu überfallen. Sechs Tage waren kaum verstrichen, als er bereits mit viertausend unverzagten Gentern vor Biervliet erschien, und nach einem hartnäckigen Gefecht mit der feindlichen Reiterei seine Zelte im Angesicht, doch außerhalb des Bereiches der Festung aufschlug.

Er wollte zuerst die Besatzung durch Hungersnoth zur Uebergabe zwingen, und ließ in dieser Absicht die Stadt umzingeln und auf allen Wegen streng bewachen. Sehr bald sah er jedoch ein, daß dieses Mittel ihm nicht glücken würde, indem die Reiterei der Leliaerds fast täglich Ausfälle machte und das Genter Fußvolk mit Leichtigkeit durchbrach, um Lebensmittel und selbst Hülfsschaaren in die Stadt zu bringen. Zwar fielen dabei allerdings blutige Scharmützel vor, und die Leliaerds verloren viele Reiter; die Belagerung selbst ward aber nicht merklich dadurch gefördert.

Artevelde schien sein Verweilen vor Biervliet absichtlich zu verlängern und sich keinesweges zu beeilen, um die Feste entscheidend anzugreifen. Er befand sich nämlich hier in der Nähe von Westflandern, und benutzte die Gelegenheit, um die anderen Städte zum Widerstande

und zum Bündniß mit den Gentern zu vereinigen. Dieser Versuch glückte ihm auch vollkommen. Täglich trafen Abgeordnete von Brügge, Ypern, Thourout, Dixmude, Veurne und anderen Gemeinen in seinem Lager ein, um sich mit ihm heimlich über die Bedingungen des Bündnisses zu verständigen. Außer Artevelde befanden sich vor Biervliet noch sieben der gewandtesten Schöffen von Gent, und diese reisten nach allen Richtungen, um den vaterländischen Muth überall anzufeuern, wo die Anhänger Frankreichs denselben noch unterdrückt hielten. Binnen Kurzem bestand zwischen allen Städten Flanderns ein mächtiges Bündniß, bei welchem jede geschworen hatte, sich zu erheben und die Waffen zu ergreifen, sobald der Fremdling es wagte, seinen Fuß auf vlämischen Boden zu setzen. Die Stadt Gent wurde als der Mittelpunkt der Vereinigung anerkannt, deren Anordnungen man bis auf Weiteres Folge leisten würde.

Sobald Artevelde seinen geheimen Entwurf ausgeführt sah, begann er ernstlich auf die Mittel zu denken, um sich Biervliet's zu bemächtigen. Seine Streiter murrten täglich über ihre Unthätigkeit, und er fürchtete mit Recht, daß ihr Vertrauen und ihr Muth geschwächt werden würden, wenn man ihnen noch länger den so feurig gewünschten Kampf verweigerte.

Er beschloß also zur großen Freude der Genter, einen allgemeinen Sturm zu unternehmen, mit seinen Kriegern die Festungsmauern zu ersteigen und sich durch einen entscheidenden Versuch zum Herrn der Stadt zu machen.

Am Morgen des Tages, an welchem der Sturm gegen die Festung bestimmt war, herrschte eine ungewöhnliche Thätigkeit in der einen Hälfte des vlämischen Lagers. Hier waren die Ribauden hinter den Zelten beschäftigt, den großen Bogen und die anderen Belagerungswerkzeuge fertig zu machen, während einige Knappen die Pferde fütterten, welche vor dieselben gespannt werden sollten. Nicht weit davon setzten die Zimmerleute schwere Sturmleitern zusammen, und von allen Seiten trug man Stücke Holz, Stricke und lange Haken herbei, nach dem Platze, wo die Werkzeugmeister mit ihren Knappen sich befanden.

In verschiedenen Winkeln des Lagers standen zahlreiche Karren mit Reisholz und Buschwerk, welche man in den Maldeghem'schen und Eccloo'schen Wäldern gefällt hatte, da man auf der polderartigen Ebene von Biervliet wenig Gehölz antraf. Die Zunft der Walkmüller, welche bei dem Angriffe den Vortrab bilden sollte, beschäftigte sich mit dem Abladen der Karren; jedem Gesellen wurde ein starker Ast gegeben, mit dem Befehl, diesen bei dem Sturme vor sich her zu tragen und auf der bezeichneten Stelle in den Stadtgraben zu werfen.

Unter dieser durcheinander wühlenden Menge liefen viele Händler umher mit Wein und allerlei gedörrtem Fleisch und Fisch, welche sie den Gentern zum Kauf anboten. In Erwartung des Kampfes wurde fröhlich auf den Sieg gezecht und manches Muth weckende Kriegslied gesungen.

Dieser Theil des Heeres sollte den Angriff machen, und stand unter dem unmittelbaren Befehl Jakob's von Artevelde und Ghelnoot's von Lens. Er war meist aus Walkmüllern und Mitgliedern der kleinen Zünfte zusammengesetzt *).

Die andere Hälfte bestand aus den Mitgliedern der Weberzunft, nebst den berühmten Schützen der St. Jorisgilde, und war dem Befehle des Oberdechanten Geeraert Denys anvertraut. Sie sollte keinen Antheil am Sturmlaufen nehmen. Da die Vläminger keine Pferde vor Biervliet hatten, so ließ sich voraussehen, daß die Reiterei der Leliaerds während des Sturms einen mächtigen Ausfall wagen und versuchen würde, die Stürmenden von hinten anzugreifen. In diesem Falle konnte es der Besatzung nicht schwer werden, die Genter in Verwirrung zu bringen und vielleicht zu einem schimpflichen Abzuge zu zwingen. Artevelde traf daher Maßregeln gegen ein derartiges Ereigniß und bestimmte, daß nur die Hälfte seiner Kriegsmacht die Mauern erklettern solle. Die andere Hälfte unter Geeraert Denys stellte er dem großen Thore von Biervliet gegenüber auf, um die Stürmenden vor jedem Ausfall zu beschützen und, wenn es sich nöthig machte, ein Treffen im offenen Felde zu liefern. Ihr wurde zugleich befohlen, aus ihrem Lager

*) Die Zünfte von Gent waren in drei Hauptgilden eingetheilt, die der Weber, die der Walkmüller und die der kleinen Zünfte. In dieser letzteren waren alle diejenigen einbegriffen, welche weder zu den Webern, noch zu den Walkmüllern gehörten, wie z. B. Metzger, Bäcker, Schmiede, Zimmerleute, Kupferschmiede, Krämer u. s. w.

ein wachsames Auge auf den Sturm selbst zu haben und, wo es sich nöthig machte, hülfreich bei der Hand zu sein.

In diesem Theile des Lagers sah man wenig Bewegung. Die Schützen der St. Jorisgilde probirten die Kraniche an ihren Bogen; die Targenträger standen neben ihnen in Bereitschaft mit dem Buckelschilde, welches jedem Schützen vor den Leib gehalten werden mußte, oder halfen ihnen ihre Rüstung anlegen, während man vor den übrigen Zelten hin und wieder einzelne Haufen zum Zeitvertreib mit Gutentags und Schwertern fechten sah.

Geeraert Denys hatte die Dechanten, die Centeniers und die Constabel *), die unter seinem Befehle standen, vor seinem Zelte versammelt und ihnen Artevelde's Befehl mitgetheilt. In diesem Augenblicke sandte er sie zu ihren Leuten zurück und sagte ihnen noch:

„Also, Gesellen, ich kann es Euch nicht genug einprägen, was Ihr auch sehen mögt, folgt stets dem Banner von St. Joris. Ich werde stets neben demselben verweilen und Euch führen, wohin es sich gehört. Laßt Euch durch keine Reiterei aus Euren Gliedern locken . . . . und daß mir Niemand in dieser Hinsicht meine Befehle vergesse! Geht jetzt zu Euren Genossen und wahret vlämischen Muth!"

---

*) Kraniche, ein eisernes Instrument, mit welchem die stählernen Kreuzbogen gespannt wurden. Targe (Tartsche), Schild, welchen ein Knappe vor einem Schützen hertrug. Centenier, Anführer über hundert Mann. Constabel, Oberster von zehn Mann, in der Stadt Gassenmeister.

Sobald die Anführer sich entfernt hatten, sagte der Oberdechant Etwas zu einem Webergesellen, der fünf oder sechs Schritte von ihm Wache stand, und ging dann in sein Zelt. Hier setzte er sich auf eine Bank und heftete die Augen in tiefem Nachdenken auf den Boden. Wahrlich, Freude mußte Geeraert Denys' Seele erfüllen; denn auf seinem Antlitz schwebte ein Lächeln .... ein Lächeln voll Gift und höllischer Lust, so bitter und hämisch, daß man schon bei dem bloßen Anblick seiner boshaften und gehässigen Züge aus Angst vor Verrath und Meuchelmord gebebt haben würde.

Er war kaum einen Augenblick allein geblieben, als der Vorhang seines Zeltes zur Seite gezogen wurde; Jan Calevoet, der Dechant der Zwillichweber, trat geheimnißvoll herein und sagte zu dem Oberdechanten:

„Ihr habt mir so eben in das Ohr geflüstert, ich solle rasch zu Euch kommen. Habt Ihr gute Nachrichten?"

„Außerordentlich gute," antwortete Geeraert, sich entzückt die Hände reibend. „Setzt Euch, Calevoet, und sprecht leise, man möchte uns hören; auf jeden Fall habe ich befohlen, daß man Niemanden meinem Zelte sich nahen lasse. Ach! Mher Jan, heute noch wird Flandern von seinem Verführer und Tyrannen befreit werden. Ich hätte das große Werk allein ausführen können, um dies Verdienst mit Niemanden zu theilen; aber Ihr seid mein Freund, und wir haben bis jetzt gemeinschaftlich für das Vaterland gewirkt."

„Das ist wahr; ich bin Euch dankbar für Euer Wohlwollen, aber ich glaube, Ihr schmeichelt Euch mit

einer falschen Hoffnung, Mher Geeraert; es scheint mir unmöglich, im Augenblick eines Sturmlaufens an Flanderns Rettung zu denken. Was seid Ihr denn Willens zu thun?"

„Kommt näher, Calevoet, und bewundert das Glück dieses Gedankens. Der herrschsüchtige Tyrann führt die Stürmer an; Ihr wißt, was ein Sturm sagen will; durch die Schnelligkeit und die Kraft selbst, die dazu nöthig sind, entsteht eine allgemeine Verwirrung, in welcher sich weder Befehle mehr geben, noch empfangen lassen. Glaubt Ihr, Calevoet, daß, wenn die Reiterei von Viervliet die Stürmer ungehindert überfallen kann, viele ihr entwischen werden?"

„Aber wir sind hier, um das zu verhindern," bemerkte Calevoet.

„Und wenn wir es nun geschehen ließen?" fragte Denys.

„O, es wäre ein schnöder Verrath, so viele Genter in's Verderben zu stürzen," seufzte der Dechant der Zwillichweber.

„Artevelde würde aber auch von der Welt verschwinden!" entgegnete der Dechant mit siegreichem Lächeln.

Calevoet kämpfte in seinem Innern mit einem Gefühle des Abscheues; er schwieg einen Augenblick und antwortete dann:

„Es ist aber ein abscheulicher Mord, Mher Geeraert!"

Um die Lippen des Oberdechanten zeigte sich ein Ausdruck des Mitleids oder der Verachtung, und er sagte mit Ungeduld:

„Ihr habt also nicht mehr Muth noch Verstand, Calevoet, als jeder unserer Gesellen? Ihr würdet für das Glück unseres Vaterlandes nichts unternehmen wollen, als was der gemeine Mann löblich nennt? Ihr fühlt Euch nicht stark genug, um für die Freiheit Alles zu opfern, Leben, Ansehen und Ehre? Ihr würdet zurückweichen vor dem, was man in den gewöhnlichen Verhältnissen eine Missethat nennt? Ihr wißt nicht, daß die Liebe zum Vaterlande Alles rechtfertigt, selbst den Mord?“

Bei diesen Worten hatte Geeraert's Antlitz einen solchen fremdartigen und abscheulichen Ausdruck angenommen, daß Calevoet erschrocken zurückfuhr und verwirrt antwortete:

„Nein, nein! Solche Grundsätze heiße ich nicht gut! Was mich vor mir selbst beschämen kann, das thue ich nicht.“

„Kindergeschwätz!“ sagte Denys spottend. „Oho, Freund Jan, Ihr wißt es noch nicht recht. Ihr wollt einen Grund haben, um Euch vor Euch selbst zu entschuldigen; jetzt, wo die Leidenschaft Euch nicht blendet, verlangt Ihr ein Mittel, um Euer furchsames Gewissen zu befriedigen! Wohl denn! das will ich Euch geben.“

„Furchtsam?“ murrte der Dechant der Zwillichweber zornig. „Wenn mir ein Anderer das sagte, so würde er es gleich zu bereuen haben. Der Feind soll es bald merken, ob Jan Calevoet dem Tode in die Augen zu sehen wagt oder nicht!“

„Ja, ja! das weiß ich lange!“ fiel ihm der Ober-

dechant in die Rede. „Wen giebt es in Flandern, der nicht solchen Muth hätte? Aber ich sehe, weshalb Ihr mich nicht begreift. Laßt mich Euch meinen wunderbar klugen Plan enthüllen, und Ihr werdet nicht mehr mit Eurem tugendhaften Gewissen in Zwiespalt sein."

Bei diesen Worten schob er mit dem Finger hinter seinem Rücken den zusammengebundenen Vorhang des Zeltes etwas zurück und sagte:

„Seht, bemerkt Ihr dort den Weinhändler, der mit seinem Schubkarren neben meinem Sohne Lieven steht? Er ist ein Sendling des Ser Raneel, des Befehlshabers der Leliaerds von Biervliet. Nun horcht! Sobald Ihr Alles wißt, werde ich nach Abrede den Mann in mein Zelt rufen und ihm sagen, was er Ser Raneel überbringen müsse, damit unser entscheidendes Unternehmen gegen den Tyrannen glücke. Es besteht in Folgendem: Der Oberhauptmann beginnt die Wälle zu erstürmen; da man drinnen seinen ganzen Plan kennt, so leistet man ihm an dieser Stelle unbezwinglichen Widerstand. Hierdurch bis zur Raserei aufgebracht, laufen seine Krieger mit Wuth gegen die Festung an und versuchen es, ihre Leitern aufzurichten. Nun sprengen einige Reiter aus dem großen Eingangsthore in das Feld; ich greife diese Feinde nach Artevelde's Befehl an; sie weichen; wir verfolgen sie und kommen auf diese Weise den Stürmern aus dem Gesicht. Mittlerweile macht der ächte Kern der Reiterei einen Ausfall aus dem Thore, und sprengt in vollem Rennen nach der Stelle, wo der Oberhauptmann mit seinen Banden die Wälle zu erklettern sucht.

Jeder von ihnen hat Befehl, dem Tyrannen nach dem Leben zu zielen, und selbst die Anderen zu schonen, um ihn allein zu treffen. Man hofft, daß mit Artevelde's Tode der Sieg unfehlbar erfochten ist. Er soll demgemäß heute noch fallen ....."

„Aber was Ihr da vorhabt, ist verderblich und unbesonnen," rief Calevoet; „daß man den herrschsüchtigen Volksverführer in Stücke hacke, daß man deswegen selbst einige Genter aufopfere, dagegen würde ich nichts haben; ja, ich würde sogar, aus Liebe zu meinem betrogenen Vaterlande, unbedingt die Hand dazu reichen; aber den Sieg den Leliaerds in die Hände spielen und vielleicht den feigen Ludwig von Nevers als Sieger in Gent einziehen sehen, nein, niemals! Lieber sterbe ich auf der Stelle!"

„Gut gesprochen, Freund Calevoet!" antwortete Denys mit seinem falschen Lachen. „Ich bewundere Eure Vaterlandsliebe; aber ich bitte Euch, glaubt nicht, daß dieses edle Gefühl minder feurig in meinem Busen weile. Doch, laßt mich fortfahren: Sobald Artevelde tödtlich getroffen ist, giebt Muggelyn mit seinem Fähnlein ein Zeichen nach unserem Zelte zu; ich lasse hier unsern treuen Gesellen Boudin Stichel zurück, der in einem Athemzuge zu mir gelaufen kommt, um mir die glückliche Nachricht zu bringen.... Wißt Ihr, was wir dann thun? Wir lassen den kleinen Haufen Reiterei in die Hölle fahren, wenn er will, und wenden uns plötzlich mit jauchzendem Kriegsgeschrei nach der Festung; wir stürzen rasend auf Ser Raneel und auf seine Banden,

Alles niederwerfend, was sich uns entgegenstellt, befreien die Walkmüller und die kleinen Zünfte und vernichten die Leliaerds im offenen Felde bis auf den letzten Mann. Der Tyrann ist getödtet, die Schlacht gewonnen und man rühmt uns als Befreier des Vaterlandes!"

„Ha, ha!" lachte Calevoet mit froher Bewunderung; „wie man sich täuschen kann! Zuerst schien es mir ein schändlicher Verrath, und es ist die gescheidteste Kriegslist!"

„Allerdings! Wir opfern einige Leute, um den Feind ganz und gar in das Netz zu locken und des Sieges sicher zu sein. Bei dieser Gelegenheit befreien wir die Genter Gemeine von dem Unterdrücker, der ihre Kräfte in leerer Prahlerei vergeudet."

„Und Ihr seid sicher, daß es glücken werde, wie Ihr es beabsichtigt?"

„Unfehlbar! Was Euch betrifft, Mher Calevoet, ich habe Euch mit Euren hundert Mann ganz hinten aufgestellt; Ihr waret damit unzufrieden, weil Ihr meine Absicht nicht kanntet. Nun seht, was Ihr zu thun habt! Sobald wir gegen den verstellten Angriff ausziehen, müßt Ihr Sorge tragen, Euch stets kraftvoll anzuschließen und die Glieder, die vor Euch ziehen, zu verhindern, den Sturm beobachten zu können. Sollte nun das Gerücht aus dem Streite zu Euch dringen und einige Eurer Leute veranlassen wollen, weil der Oberhauptmann in Gefahr sei, sich nach jener Seite zu begeben, so müßt Ihr Euch mit aller Gewalt dagegen stemmen. Das ist das Einzige, was ich von Euch verlange. Es ist nicht

viel; Ihr thut nicht mehr, als was ich jedem Anderen dort befohlen habe."

„Ich bedaure, Mher Denys, daß mir nicht verstattet ist, mehr zu diesem wackeren Unternehmen beizutragen. Jedenfalls danke ich Euch, daß Ihr an mich gedacht habt."

Der Oberdechant ergriff eifrig Calevoet's Hand und sagte zu ihm, während seine Augen siegreich strahlten:

„Morgen sind wir Herren in Gent, Freund Jan! und dann wollen wir zeigen, was wir unter Freiheit und Volksmacht verstehen. Wir verjagen alle unsere feigherzigen Schöffen; wir verbannen die Leliaerds und die Freunde des Tyrannen aus dem Lande, und ziehen ihre Güter ein zum Besten der Gemeine. Dann bewaffnen wir alle Genter, mögen sie wollen oder nicht, und zwingen ganz Flandern, unserem Vorbilde zu folgen. Darauf ziehen wir gegen Frankreich, und thut es Noth, so rufen wir England zu Hülfe .... Binnen acht Tagen seid Ihr vielleicht schon Hauptmann von St. Michiels, Mher Calevoet."

„Wie! vielleicht?"

„Ich meine, daß es auch wohl einige Tage länger währen kann, da eine so gründliche Umwälzung Zeit fordert, Hauptmann von St. Michiels und Stadtseckelmeister, Freund Calevoet!"

„Wohl zu verstehen, daß ich es nicht annehme, wenn Mher Geeraert Denys nicht zum Oberhauptmann gewählt wird."

„Ich danke Euch für Eure Anhänglichkeit, Mher

Calevoet; ich hoffe, daß Gent mich nicht zweimal verkennt, und ich werde zeigen, daß ein Mann mit stählernem Gemüth und eisernem Arm besser geeignet ist, einer freien Gemeine zu befehlen, als ein furchtsamer Wortbrüchiger, dessen einziges Verdienst nur in seiner unersättlichen Herrschsucht besteht."

Der Dechant der Zwillichweber fuhr mit der Hand an die Stirn, wie Jemand, dem ein Gedanke aufsteigt.

„Es ist gut, daß ich mit Euch davon rede," sagte er; „wir wollen die Schöffen absetzen und die Leliaerds verjagen; aber was fangen wir mit Ser van Steenbeeke an? Ich sehe Euch fast täglich mit ihm sprechen; er scheint Euer guter Freund geworden zu sein. Wie das möglich ist, begreife ich nicht. Er ist doch wohl der feurigste Leliaerd und der wärmste Anhänger Frankreichs, den ich in ganz Flandern kenne. Sollen wir ihn verschonen?"

„Er ist es, der mir die Mittel verschafft hat, mich mit dem Befehlshaber von Biervliet zu verständigen — und trotz dem wird der Erste, den wir verbannen, Ser van Steenbeeke sein."

„Ach!" sagte Calevoet verwundert, „warum bezeugt Ihr ihm dann so große Freundschaft?"

„Weil ich die Kraft besitze, meine eigenen Gefühle des Hasses und des Abscheues zum Besten des Vaterlandes zu bezwingen und zu vergessen, Mher Jan. Ser van Steenbeeke ist ein Leliaerd; ich verabscheue ihn aus Herzensgrund; aber er haßt Artevelde eben so feurig, wie wir. Ich schmeichle ihm, um ihn auf der rechten Bahn zu erhalten und ihn unterdessen selbst zu bewachen.

Wenn ich ihn sehe, kocht mir das Blut; aber doch bezwinge ich mich und bin freundlich gegen ihn, weil das Beste der Gemeine es verlangt."

„Also keine Gnade für Ser van Steenbeeke?"

„Nein! Alle Schöffen müssen fort, sage ich Euch. Wir wollen Männer wählen, welche gleich uns muthig und wahrhaft vaterländisch gesinnt sind."

„Ich muß Euch doch noch Eins fragen, ehe ich zu meinen Mannen zurückgehe. Euer Sohn stand dort oben bei dem Weinschenken. Weiß Lieven Etwas von unserem Plane?"

„Kein Wort!"

„Ich meine aber, daß Euer Sohn schrecklich arteveldisch gesinnt aussieht und überall das Lob des Betrügers verkündet. Ich traue ihm nicht sehr; Ihr müßt ihn anders belehren und ihn zwingen, dem Volke die Augen über seinen wahren Vortheil zu öffnen, statt daß er zum Besten unseres Unterdrückers zu wirken sucht."

Sowie Calevoet den Namen Lieven's ausgesprochen hatte, zeigte sich auf dem Antlitz des Oberdechanten ein Ausdruck der Ungeduld und Trauer. Seine Stimme nahm ebenfalls einen anderen Ton an; er antwortete:

„Laßt mir meinen Sohn in Frieden, Freund Jan! Er weiß noch nicht, was er thut; seine Neigung für den Tyrannen hat eine Euch bekannte Ursache, die man entschuldigen muß. Darum mag er denken, was er will. Ich wünsche ihm Zeit zu lassen, um durch Erfahrung sich selbst zu bilden. — Uebrigens, wüßte er auch etwas von unserem Plane, so würde er ihn doch nicht hindern kön-

nen. Er steht in der St. Jorisgilde und wird also nie weit von mir entfernt sein..... Geht nun zu Euren Zelten und trefft Eure Anstalten wohl, damit Niemand sein Glied verlasse."

„Wir haben noch Zeit. Man kann doch nicht Sturm laufen, ehe die anderen Karren mit Reisholz von Eecloo angekommen sind. Ich wollte noch mit Euch sprechen von dem Ribaudenkönige; es scheint mir...."

„Nein, nein, Freund Calevoet! Der ist durch feste Bande an mich geknüpft. Nun geht in Frieden, Hauptmann von St. Michiels."

„Und seid Gott befohlen, Oberhauptmann von Gent."

Beide Freunde drückten einander entzückt die Hand und jubelten bereits im Voraus über die Früchte ihres bösen Anschlages.

Kaum war der Dechant der Zwillichweber fort, so trat Geeraert Denys einen Augenblick vor sein Zelt. Der Weinhändler, der es rasch bemerkte, nahte sich ihm und that, als ob er ihm das Eine und das Andere zum Kauf anbiete. Der Oberdechant rief ihn hinein, und beide verschwanden im Zelte.

Während man so in dem anderen Theile des Lagers auf seinen Tod sann, stand Artevelde ruhig vor seinem Zelte und betrachtete die Festung. Sein Antlitz war still und gelassen; allein sein männlicher Blick zeigte einige Ungeduld, während er über das lange Ausbleiben der Karren unzufrieden war.

Nicht weit von ihm befand sich ein Trompeter, der ihn nie verlassen durfte, selbst nicht mitten im schrecklichsten Gefecht.

Schon lange hatte Artevelde dort gestanden und war viele Mal auf- und abgeschritten, als Ghelnoot von Lens zu ihm kam und sagte:

„Oberhauptmann! die Karren mit Reisholz sind keine zehn Bogenschüsse mehr von hier.“

„Endlich!“ sagte Jakob, mit einem Ausdruck des Vergnügens. — „Wie sind unsere Leute, Mher von Lens?“

„Wie wahre Genter!“ lachte Ghelnoot. „Ihr werdet sie klettern sehen wie die Katzen und fechten wie die Löwen. Es wird einen schönen Staub aufwirbeln, Oberhauptmann; ich wollte, wir wären schon dabei!“

Artevelde drückte seinem Freunde die Hand und sagte:

„Immer guten Muthes, Ghelnoot, selbst vor einem Sturme! Es ist wahrlich keine geringe Sache, Biervliet mit Leitern anzugreifen, ohne Sturmböcke und Fallthürme. Wir brauchen Gottes Hülfe und ächt vlämischen Muth; aber weder das Eine noch das Andere soll uns fehlen. Heute Nachmittag muß das Nest erobert sein; denn der König von Frankreich ist mit seinem Heere bereits in Doornick eingezogen. Wir müssen die Hände frei haben, um den Franzosen einmal eine tüchtige Lection geben zu können, wenn sie wirklich die Absicht haben, Gent anzugreifen.“

„Zweifelt Ihr denn an ihrem Kommen?“ fragte Ghelnoot gleichsam verächtlich.

„Gewiß zweifele ich daran," antwortete Artevelde. Ich möchte selbst wetten, daß der König von Frankreich keinen Fuß auf vlämischen Boden setzen wird. Er hätte es gethan, wäre ihm seine List mit dem Banne geglückt, weil er hoffte, uns dadurch zu entwaffnen und unsere volle Unterwerfung binnen einigen Tagen zu erreichen. Jetzt aber, da unsere Berufung an den Papst seinem hinterlistigen Versuche alle Kraft geraubt hat, weiß er nicht mehr, was er thun soll, und fürchtet nicht ohne Grund, König Eduard werde die Gelegenheit wahrnehmen, um in Frankreich einzufallen."

„Aber," bemerkte Ghelnoot, „der Schöffe Ser van Steenbeeke sagte eben noch in meinem Beisein, er wisse es ganz gewiß, daß der König seit gestern gegen Gent in Anmarsch sei."

„Ser van Steenbeeke geht nicht in ehrlichen Schuhen, Mher von Lens; ich weiß mehr davon. Die Nachricht, welche er verbreitet, ist ungegründet; er spricht nur seine eigenen Wünsche darin aus. Einen Ueberfall haben wir obendrein nicht zu fürchten; die Brücken über die Leije und Schelde sind überall abgebrochen; bei dem Passe von Deynze befindet sich der Hauptmann van Vaernewyck; auf der Straße von Audenaerde ist der Dechant Willem Yvens gelagert; alle Durchzüge sind besetzt, und Gent selbst ist sicher genug bewahrt durch unsere muthigen Genossen van Huse und van den Hovene. Laßt den König von Frankreich nur kommen! So bequem gelangt er nicht nach Gent."

„Aber seht, Mher Jakob," sprach Ghelnoot plötz-

lich, dorthin zeigend, „wie man dort oben auf der Mauer der Festung Alles zusammenbringt an der Stelle, wo wir stürmen müssen! Sollten die Schelme riechen, wo wir hinaufklettern wollen? oder ist Verrath mit im Spiele?"

Artevelde richtete nachdenklich seinen Blick auf die Festung und schien nochmals die Erstürmung in allen ihren möglichen Wechselfällen zu überrechnen. Nachdem er dies gethan, klopfte er Ghelnoot auf die Schulter und sagte:

„Es ist Zeit, daß wir beginnen, Freund! Geht zu den Karren, und wenn sie noch nicht ganz abgeladen sind, so beschleunigt die Arbeit. Sendet mir einen Boten, wenn sie gethan ist."

Ghelnoot von Lens lief vergnügt und lachend nach dem Lager und verschwand hinter den Zelten. Er war kaum einige Augenblicke fort, so meldete auch schon ein Geselle dem Oberhauptmanne, Alles sei fertig.

„Zu den Waffen!" rief Artevelde dem Trompeter zu, der in seiner Nähe auf seine Befehle wartete.

Dieser setzte sein Instrument an den Mund und ließ einige lang ausgehaltene Töne über die Ebene hallen. Aus allen Ecken des Lagers, auch in der anderen Abtheilung, wurde auf dieselbe Weise geantwortet.

Unmittelbar darauf sah man die Kämpfer in Menge vor den Zelten erscheinen und sich, so viel wie jetzt thunlich war, in Gliedern oder wenigstens in Reihen um ihre Standarten schaaren. Sie nahmen ungewöhnlich viel Platz ein wegen des Sturmwerkzeuges, mit dem fast Jeder beladen war.

Voran und am Nächsten nach der Festung zu stand das zahlreiche Corps der Walkmüller, von denen Jeder so viel Reisholz trug, als es seine Kraft erlaubte. Das große Banner ihrer Gilde, zwei gekrönte goldene Karden auf rothem Felde, erhob sich mitten aus ihren Schaaren. Diese Gesellen hatten ihre Gutentags bei den Zelten stehen lassen, und mußten, nachdem sie die Büsche in den Graben geworfen hatten, zurücklaufen, um ihre Waffen zu holen, und von der Seite wieder zum Sturme kommen. Hinter ihnen befanden sich die Strohdecker, Ziegeldecker und Zimmerleute mit Leitern, Sturmhaken, Stricken und Allem, was weiter nöthig war, um die Ersteigung auszuführen. Diesen folgten die übrigen Gilden und Zünfte, in geschlossenen Gliedern aufgestellt und nicht durch Sturmwerkzeug gehindert: die schöne Gilde von Sanct Sebastian mit ihren langen Schwertern, die Metzger mit ihren glänzenden Beilen, die Fischhändler mit ihren gestreiften Kollern und langen Lanzen, die Bäcker, ganz in Weiß gekleidet und den schweren Gutentag kraftvoll führend, die Brauer, ebenso bewaffnet, aber mit halb weißen, halb rothen Kollern, und so ferner in der Tiefe des Lagers der größte Theil der kleinen Zünfte von Gent.

Die Ausrüstung aller Gesellen ohne Unterschied war ziemlich dieselbe. Sie trugen ein Panzerhemd, aus eisernen Ringen gebildet, die mit Riemchen auf ein ledernes Kleid genäht waren, und darüber ein Koller von Tuch, welches bei jeder Gilde in Farbe und Schnitt anders war. Ihr Kopf war gegen die Schwerter der Reiterei durch

einen eisernen Sturmhut geschützt, sowie ihr rechter Ellenbogen durch einen kleinen runden oder dreieckigen Schild, auf welchem zwei kleinere Schilde mit den Farben von Flandern und von Gent glänzten.

Ueber dieser dicht zusammengedrängten Heeresmacht flatterten die zahlreichen Standarten der Gilden von Gent, und noch mannichfaltiger waren die rothen Pongoenen oder Fähnlein, von denen je hundert Mann eines führten.

An dem rechten Flügel des Lagers hatte man die Sturmwerkzeuge hervorgeführt. Es waren Springböcke und Wurfmaschinen, aus schweren Balken gezimmert und gebraucht, um große Steine über die Mauern zu schleudern. Das wunderlichste Werkzeug, das man hier bemerken konnte, war jedoch der berühmte Stadtbogen von Gent. Vier Pferde zogen mit Mühe dieses schreckliche Werkzeug. Man konnte jedes Mal, wenn man den Riesenbogen abschoß, zwanzig Pfeile so schwer wie Lanzen mit einem Schuß über die Mauern einer Festung senden. Die anderen Werkzeuge, sämmtlich auf Rädern, waren gleichfalls mit Pferden bespannt, und ihnen folgten Wagen, mit Steinen und Pfeilen beladen.

Bei den Sturmwerkzeugen befanden sich die weißen Kaproenen, eine Bande muthiger Gesellen, welche freiwillig im Heere dienten und ihm stets folgten, selbst wenn ihre Pflicht als Mitglieder der Gilden sie nicht zu den Waffen rief. Als Kennzeichen trugen sie eine Art von faltiger Filzmütze, die man eine Kaproene nannte.

Neben ihnen, und ganz besonders bei dem Sturmzeug thätig, sah man die lustigen Ribauden mit ihrem

Könige Muggelyn, ganz in Weiß gekleidet. Ihr Banner war, sicherlich aus Scherz, von grober Sackleinwand. — Sie hielten jetzt mit Ungeduld die Pferde am Zügel, um auf das erste Zeichen, nach des Oberhauptmanns Befehl, neben den Stürmenden vorwärts zu eilen und einen Hagel von Pfeilen und Steinen auf die Mauer der Festung zu senden.

Sobald Artevelde mit mächtigem Blicke die Schaaren übersehen und Alles in Bereitschaft gefunden hatte, begab er sich mit seinem Trompeter an die Spitze der St. Sebastiansgilde und ließ zum Sturme blasen.

Das ganze Heer bewegte sich nun in tiefstem Schweigen. Obwohl fast erliegend unter dem Gewicht ihrer Last, liefen die Walkmüller doch in einem Zuge nach dem Graben und warfen das Buschwerk hinein, so daß derselbe an der angewiesenen Stelle ganz gefüllt wurde und man in ziemlicher Ausdehnung trockenen Fußes hinübergehen konnte.

Kaum hatten die Walkmüller den Graben verlassen, um ihre Gutentags zu holen, als die Ziegeldecker und Zimmerleute sich dem Fuße der Mauer näherten und ihre Leitern an dieselbe legten.

Einige Mitglieder der St. Sebastiansgilde versuchten zuerst die Mauern zu ersteigen, ehe noch die Hälfte der Leitern angelegt sein mochte; die Belagerten stürzten jedoch diese tapferen Genter unter einer Wolke von Steinen wieder von den Leitern hinunter, so daß die Letzteren sich mit großem Verluste gezwungen sahen, davon abzulassen, bis der allgemeine Sturm beginnen würde.

Nicht weit von dem Graben ließ Artevelde einen Karren umwerfen, erstieg denselben, um Alles übersehen zu können, und gab alsbald den Befehl, die Feste in ihrer ganzen Breite zu berennen. Auf dieses Zeichen ließen die Ribauden die Springböcke und den großen Stadtbogen spielen, so daß die Pfeile und Steine mit Blitzesschnelle durch die Luft fuhren und sie mit einem schneidenden Pfeifen erfüllten. Alle Gilden eilten jetzt vorwärts und warfen sich mit Wuth auf die Leitern, bei dem Ersteigen derselben einander so dicht folgend, daß der Körper des Ersten allen Uebrigen als Brustwehr diente. Bei heftigem Lärm und wüthendem Kriegsgeheul sah man die verwundeten oder erschlagenen Gesellen von den Leitern herabfallen und die Mauer entlang verstümmelt oder todt auf den Boden stürzen. Bereits hatten Einige den Oberwall der Festung erreicht; doch waren sie eben so rasch von dem Feinde wieder hinabgeschleudert worden. Wie blutig und mörderisch die Bestürmung auch sein mochte, dennoch deutete Alles darauf hin, daß die Genter binnen Kurzem in ziemlicher Anzahl die Mauer erstiegen haben würden, um den Feind dort hinreichend zu beschäftigen, so daß das ganze Heer ungehindert ihnen nachfolgen und die Festung erklettern könnte.

In diesem Augenblicke öffnete sich das Thor von Biervliet und die Zugbrücke wurde niedergelassen. Ein kleiner Haufen Reiterei sprengte in das offene Feld und rückte gegen das Corps an, welches Geeraert Denys befehligte. Der Oberdechant zog ihm mit seinen Mannen

entgegen; die Reiter wichen jedoch, obwohl fechtend, Schritt für Schritt zurück und lockten durch dieses Mittel die Weber ziemlich weit von dem Sturmplatze fort.

Durch sein tolles Geschrei regte Geeraert Denys seine Mannen zu rasendem Jauchzen an und entzündete dadurch eine solche Kampflust in ihnen, daß sie den schwachen Feind beinahe blindlings verfolgten.

Mittlerweile öffnete sich das Thor von Biervliet zum zweiten Male; die ganze Reiterei der Leliaerds erschien im Felde und sprengte mit gefälltem Speer und gehobenem Schwerte auf die stürmenden Genter ein.

Auf dem Karren, auf welchem er stand, sah Artevelde mit Bestürzung diese unerwartete Wolke von Feinden sich nähern. Er ließ rasch zum Abzug blasen und so viel wie möglich ein starkes Carré bilden; aber noch ehe diese Bewegung nach seinem Willen ausgeführt war, stürzte sich die ganze Macht der Leliaerds zerschmetternd auf seine Banden.

Der erste Stoß war schrecklich; mehr als hundert Vläminger fielen sterbend nieder, und man mußte fürchten, daß es sehr bald um die Stürmenden geschehen sein würde. In diesem entscheidenden Augenblicke hob Artevelde sein Schwert empor, sprang von dem Karren herab, stürzte sich den Leliaerds entgegen und rief kraftvoll seinen zurückweichenden Mannen zu:

„Gent! Gent! Haltet vlämischen Muth! Wer ein Vläminger ist, folge mir! Vorwärts! vorwärts!"

Dieses rufend, hieb er drei oder vier Reiter nieder, und drang dann mitten in den Feind. Durch sein Vor=

bild ermuthigt, machten die Genter einen neuen Versuch, und einem Theile derselben glückte es, mit dem Oberhauptmanne den Feind zu durchbrechen. Die Stellung dieser unverzagten Kämpfer wurde jedoch bald höchst bedenklich. Es schien, als ob die Reiter es hauptsächlich auf Artevelde abgesehen hatten; denn die anderen Banden verlassend, umzingelten sie plötzlich den Oberhauptmann und hieben unter lautem Jubelgeschrei die Männer, welche ihn umgaben, nieder.

Artevelde hatte bereits eine leichte Wunde am Kopfe erhalten, und das Blut lief ihm die Wangen hinunter. Sicherlich würde er bald der Uebermacht des Feindes erlegen sein, denn alle Speere und Schwerter waren auf ihn gerichtet; aber der mächtige Ghelnoot von Lens stand dort neben ihm, wie ein unbezwinglicher Riese, gleichsam im Blute watend und mit seinem Schwerte, das er im Kreise schwang, Alles niederschlagend, was er erreichte. Unter seinem kräftigen Arme flogen die Speere entzwei, wie trockene Zweige, und er zermalmte die Körper der Reiter selbst unter ihren eisernen Harnischen. Der heldenmüthige Genter verspottete mitten in diesem wilden Kampfe noch die Feinde, und rief ihnen mit höhnischen Worten zu, daß sie sich des Oberhauptmannes nicht bemächtigen würden. Er war ganz mit Blut bedeckt und schnaubte wie ein wüthender Löwe.

Allein, wie wunderbar tapfer sich auch der mannhafte Ghelnoot zeigte, er täuschte sich doch über den wahrscheinlichen Ausgang dieses schrecklichen Kampfes. In der That, wie der Streit sich jetzt zeigte, konnte

nichts weder den Oberhauptmann noch ihn vom gewissen Tode erretten. Sie waren auf allen Seiten eingeschlossen durch eine undurchdringliche Schaar von Feinden, während die überraschten Genter auf anderen Stellen ebenfalls gedrängt wurden und Mühe genug hatten, sich selbst in der Verwirrung zu vertheidigen.

Mittlerweile hielt Geeraert Denys seinen Trupp noch immer damit beschäftigt, ein Scheingefecht gegen den kleinen Haufen Reiter zu führen. Seine Krieger hatten den großen Ausfall der Leliaerds wohl bemerkt und hörten jetzt das entsetzliche Kriegsgeschrei gleich fernem Donner durch die Luft zu ihnen dringen. Viele Centeniere und Constabel begannen Argwohn zu hegen und vermutheten mit Recht, daß der Angriff, den sie zurückwiesen, nur eine Kriegslist sei, um die Stürmenden ihres Schutzes zu berauben. Ein gleiches Gefühl herrschte unter den Gesellen; doch wagten sie, da beschimpfende Strafe darauf stand, nicht ihre Glieder zu verlassen. Obendrein trieb der Dechant der Zwillichweber, der den Nachtrab führte, die Streitenden immer vorwärts, während Geeraert Denys durch sein unaufhörliches Geschrei jeden Rath und jede Bemerkung unmöglich machte.

Lieven Denys befand sich am Ende der dritten Schaar der St. Jorisgilde. Seine Haltung war seltsam unter solchen Verhältnissen; er war bleich und zitterte sichtbar, während er fortwährend die Augen nach der Seite des Sturmplatzes gerichtet hielt, obwohl er diesen nicht sehen konnte; nicht für sich hegte er solche Furcht; in seinem liebenden Herzen sprach eine geheime Stimme, welche

ihm sagte, daß Artevelde in Lebensgefahr schwebe und vielleicht schon zerschmettert unter den Hufen der Pferde da liege. Dieser Gedanke bereitete ihm furchtbare Qualen. Das Bild seiner angebeteten Veerle und die blutige Leiche ihres Vaters zeigten sich wechselsweise vor seinen inneren Blicken, und von diesen gräßlichen Erscheinungen erfüllt schritt er in dumpfer Selbstvergessenheit vorwärts, ohne auf das zu achten, was sich rings um ihn her ereignete.

In diesem Augenblicke nahte sich der Trupp einer Art von aufgeworfenem Deich, vor welchem sich ein schmaler Graben hinzog. Der junge Lieven, dessen Höhe gewahrend, ließ sich plötzlich von seiner Angst fortreißen und lief bis an die Hüften in das Wasser, um den Deich zu ersteigen. Als er ihn erklommen hatte, warf er einen Blick auf den Sturmplatz und sah die Reiterei in vollem Gefecht mit Artevelde's Truppen. Der Anblick der flüchtenden Vläminger bewies ihm, daß der Feind die Oberhand hatte.

Allein seiner grenzenlosen Liebe für den weisen Mann Gehör gebend, stieß er einen schneidenden Schrei aus und rannte dann in vollem Laufe durch das Wasser zu der Standarte von St. Joris zurück. Hastig sah er sich nach seinem Vater um; da er aber diesen nicht rasch genug gewahrte, so riß er dem Bannerträger die Standarte aus den Händen, eilte mit derselben vorwärts und rief nun mit voller Kraft:

„Mannen, Mannen! vorwärts! Folgt mir! Man ermordet den Oberhauptmann! Unsere Brüder! unsere Brüder! rasch! rasch!“

Alle Schaaren und selbst die Anführer jauchzten Lieven's That vollen Beifall zu; Jeder wandte sich um, und Alle folgten ihm in vollem Laufe.

Als Geeraert Denys bemerkte, daß man seinen Befehlen nicht gehorche, und es ihm unmöglich geworden sei, sein Heer zurückzuhalten, strengte er selbst alle seine Kräfte an, um der St. Jorisgilde zuvorzukommen. Dies gelang ihm auch. Er nahm seinem Sohne die Standarte aus der Hand und lief mit derselben nach dem Sturmplatze, als ob er sich beeile, Artevelde Beistand zu leisten.

Die Genter bedurften übrigens der Ermuthigung des Oberdechanten nicht, um ihren Brüdern hülfreich beizuspringen. — Wie ein losbrechendes Ungewitter stürzten sie zu gleicher Zeit mit rasendem Rachegeheul unversehens auf die feindliche Reiterei, und da sie dieselbe von hinten anfielen, und nach ihrer Gewohnheit mit den Gutentags oder den Schwertern den Pferden die Beine zerschlugen, so fiel von jedem ihrer Hiebe ein Reiter zu Boden. In weniger als einem Augenblicke änderte sich das Gefecht in ein gräßliches Schlachten um; die Sturmlaufenden, jetzt durch ihre Brüder befreit, griffen den Feind mit erneuter Wuth an, und dieser, in einen sich immer enger ziehenden Kreis eingeschlossen, ward erst zusammengedrängt und dann von allen Seiten unwiderstehlich bekämpft. Während derselben Zeit hatten noch zwei vlämische Helden, queer durch die Pferde hindurch, sich einen Weg zu Artevelde gebahnt, und standen dort fechtend vor ihm. Dies waren Lieven Denys und der Blaufärber Lieven Comyne, welche ihn vorn beschützten,

während Ghelnoot und seine Genossen von der Seite und hinten, die letzten Anstrengungen des verzweifelten Feindes vereitelten. Gleich darauf bohrten sich Lieven Comyne und der junge Denys mit anderen tapferen Gesellen durch die Reiterschaar, welche Artevelde noch umzingelt hielt, befreiten den Oberhauptmann und führten ihn mitten in das vlämische Heer.

Artevelde erkletterte rasch einen Haufen todter Pferde, hielt das Schwert in die Höhe, so daß das ganze Heer ihn sah, und rief mit begeisterter Stimme:

„Heil Gent! Heil Gent! Unser ist der Sieg! Haltet vlämischen Muth!“

Eben so rasch sprang er wieder von den Pferden hinunter; während ein unbeschreiblicher Jubel seinen Worten folgte, sagte er etwas zu Ghelnoot und zog sich dann einige Schritte hinter den Kampfplatz zurück. Hier sammelte er schnell eine starke Schaar und eilte mit derselben von dem Schlachtfelde fort.

Die Reiter, welche diese Bewegung merkten, glaubten, es seien Flüchtlinge, und schöpften neuen Muth. Als sie aber sahen, daß der Oberhauptmann mit seiner Schaar nicht weit von dem Stadtthore Halt machte und dort ein Viereck bildete, bemächtigte sich ihrer große Furcht. Für sie gab es jetzt keine Rettung mehr; Flucht war eben so unmöglich, wie der Sieg, seit ihnen der Zugang zu der Brücke von Biervliet abgeschnitten war.

Dieses glückliche Manöver von Seiten Artevelde's beschleunigte sichtbar die Entscheidung der Schlacht. Die Griffe der Schwerter wurden allmählig hier und dort

in die Höhe gehoben, und die Leliaerds begannen um Gnade zu flehen. Bald nachher gaben sich auch die Uebrigen gefangen, und auf das donnernde Kampfgeschrei folgte jetzt der ungemischte Siegesruf der frohen Vläminger.

Artevelde verließ die Brücke und näherte sich dem jubelnden Heere. Der erste, der ihm hier entgegenkam, war Geeraert Denys; der Oberdechant drückte Artevelde freundlich die Hand und sprach mit erheuchelter Freude:

„Ich wünsche Euch Glück zu dem Siege, Oberhauptmann!“

„O, Mher Denys!“ sagte der weise Mann, „es war Zeit, daß Ihr zu unserer Befreiung kamt; wo bliebt Ihr denn so lange?“

„Man hatte mich getäuscht, ich bekenne es!“ antwortete Geeraert demüthig; „man hatte ein Corps Reiterei gegen mich abgesandt, und während ich dies verfolgte, überfiel man Euch. Glücklicher Weise entdeckte mein Sohn Lieven die Kriegslist; außer Athem eilten wir hieher und vernichteten rasch den Feind.“

„Dieser Misgriff darf Euch nicht betrüben, Mher Denys!“ sagte Artevelde, nach dem Schlachtfelde gehend; „der beste Feldherr ist der Täuschung ausgesetzt.“

Der Oberdechant sah dem Oberhauptmann mit falschem Blicke nach, und ein Lächeln mordsüchtiger Bosheit umspielte seine Lippen.

„Du sollst meiner Rache doch nicht entgehen!“ murmelte er heimlich.

In diesem Augenblicke kam sein Sohn Lieven zu ihm geeilt und umarmte ihn feurig. Der Oberdechant gab ihm seinen Kuß zurück und sagte:

„Lieven! Lieven! Du hast Dich eines schweren Vergehens schuldig gemacht, und ich sollte Dich wenigstens acht Tage mit den Schandeisen an den Händen vor meinem Zelte stehen lassen; dennoch vergebe ich Dir wegen des guten Erfolges Deiner Vermessenheit; laß es aber nicht wieder geschehen, denn sonst sehe ich mich genöthigt, Dich auf immer aus der St. Jorisgilde zu verbannen."

„Ach, Vater!" rief Lieven Denys, mit vor Trotz funkelnden Blicken; „ich habe den Oberhauptmann und vielleicht das Vaterland gerettet. Schandeisen an den Händen! Aber ich würde heute lachend sterbend; ich bin jung, Vater, und kann noch nicht viel leisten; allein den Befreier von Gent, den weisen Mann, gerettet zu haben, ist eine That, welche in meinem Leben Epoche macht!"

„So, so!" sagte Geeraert, mit unterdrückter Wuth, „es scheint, daß der Uebermuth Dich berauscht hat. Wer Dich so sähe, sollte wahrlich glauben, Du hättest die Welt umgekehrt."

Er bemerkte nun, daß dieser Scherz seinen Sohn tief schmerzte, gab ihm daher die Hand, und fuhr fort:

„Du hast Dich jedenfalls heldenmüthig betragen, das gestehe ich Dir gern zu. Begieb Dich nur nach Deinem Zelte und reinige Dich von dem Blute. Ich muß jetzt für die Verwundeten sorgen. Halte Dich ruhig, Lieven, und rühme Deine That nicht zu sehr; es würde Dir nachtheilig sein."

Bei diesen Worten ließ er seinen Sohn stehen und begab sich auf das Schlachtfeld, wo die meisten Genter damit beschäftigt waren, die Verwundeten, sowohl Freunde wie Feinde, unter den Pferden hervorzuziehen und sie nach dem Orte zu bringen, wo die Wundärzte mit ihren Gehülfen sich befanden.

Ungefähr hundert Schritte weit davon standen die Fleischer und Bäcker in einem großen Viereck aufgestellt, und innerhalb desselben befanden sich die gefangenen Leliaerds, deren Pferde, von den Sattlern bewacht, an die Pfähle der Zelte gebunden waren.

Artevelde, obwohl auf das Aeußerste ermüdet von dem heftigen Kampfe, und aus einer Wunde am Kopfe blutend, ging von einem Orte zum andern, um durch seine Gegenwart Jeden zu ermuthigen und die Verwundeten zu trösten. Zu gleicher Zeit hatte er ein wachsames Auge auf die Festung und das Thor, vor das er die Gilde der Küfer und Weinmesser als Wache gesandt hatte. Erst nachdem alles dies besorgt war, begab er sich zu Meister Spelliaerde, dem Stadtchirurgus, und ließ sich das Haupt untersuchen und verbinden. Der Arzt hielt die Wunde nicht für gefährlich und meinte, sie würde binnen wenigen Tagen von selbst heilen.

Der Chirurgus hatte kaum einen kleinen Verband um Artevelde's Kopf befestigt, so kehrte derselbe auch schon erstaunt nach dem Schlachtfelde zurück, wo sich eine ganz besondere Bewegung bemerken ließ. Alle Genter standen auf oder stiegen auf die gefallenen Pferde, um besser unterscheiden zu können, wer dort in der Ferne

auf der Straße nach Gent in vollem Rennen herankam.

Ehe noch Jemand dem Oberhauptmann melden konnte, was so die allgemeine Neugier wecke, erschienen zwei Reiter auf dem Schlachtfelde. Es waren dies Meister Augustyn, der Stadtschreiber von Gent, begleitet von einem königlichen Boten, den man augenblicklich als solchen an seinem Wappenzeichen und seinem Stabe erkannte. Meister Augustyn sprengte mit frohem Antlitz voraus und rief den Gentern zu:

„Der Oberhauptmann! der Oberhauptmann!"

Man wies ihn nach dem Zelte, wo Artevelde bei dem Meister Spelliaerde stand; aber eben so rasch umringte man den Stadtschreiber von allen Seiten und fragte ihn, was er Neues bringe?

„Friede! Friede! Gesellen!" schrie er eifrig; „Gent hat gesiegt! Heil, Heil dem freien Gent!"

Als man nun sein Pferd bei dem Zügel faßte, um mehr zu erfahren, sagte er:

„Laßt los! der Oberhauptmann wird es Euch gleich selbst verkündigen. Seid indessen froh und heiter, denn es ist eine gute Nachricht."

Man machte ihm nun Platz, und er ritt mit dem Herolde zu Artevelde, der ihm bereits einige Schritte weit entgegengekommen war. Meister Augustyn konnte noch nicht zehn Worte zu dem Oberhauptmann gesagt haben, als dieser schon seinem Trompeter ein Zeichen gab, den Kriegsrath und die Dechanten zusammenzurufen, und mit den beiden Reitern sich nach seinem Zelte

begab, wohin sich die Schöffen und die Dechanten der Gilden auf die ersten Klänge der Trompeten ebenfalls augenblicklich verfügten.

Mittlerweile liefen die Genter haufenweise auf dem Schlachtfelde zusammen und unterhielten sich mit ungeheurer Neugier über die Ankunft des Meister Augustyn und des Heroldes. Jeder wollte rathen, welcher Art die Nachricht sein möchte; aber so viel sie auch suchten und sich einbildeten, es lief immer auf den Gedanken hinaus, der König von England müsse Frieden mit dem Könige von Frankreich geschlossen haben. Dieses sicherte wohl die Arbeit und die Nahrung in Flandern; aber was wurde dann aus der Freiheit? Sollten die Genter sich entwaffnen lassen und sich wieder, wie früher, vor Frankreichs Willkür beugen? Diese und mehrere andere Fragen legten sie einander vor, während sie warteten, bis ihnen der eigentliche Stand der Dinge bekannt gemacht würde.

Endlich nach einer langen Viertelstunde sahen sie den Oberhauptmann mit den Schöffen und den Dechanten aus dem Zelte treten. Das große Banner von Gent wurde auf dem Schlachtfelde aufgepflanzt und ein Belagerungswerkzeug daneben aufgestellt. Artevelde's Trompeter blies zur Versammlung. Die Standarten und Banner der Gilden stellten sich in Schlachtordnung auf, und alle Gesellen bildeten, nach Anweisung ihrer Dechanten und Hundertmänner, geschlossene Glieder ringsum Artevelde. Den Küfern ward der Befehl zugefertigt, ihre Wache vor dem Thore nicht zu verlassen.

Sobald Stille herrschte, bestieg Artevelde das Belagerungswerkzeug; er hielt ein Pergament mit großen Siegeln in der Hand und gab dem Heere ein Zeichen, daß er reden wolle. Während Freude und Stolz aus seinen Blicken strahlten, wies er mit dem Finger auf das Pergament und sagte:

„O, Gesellen! Ehre sei dem tapferen Gent! Seht, was ich hier in der Hand halte, ist nicht allein der Friede; es ist die Anerkennung des unabhängigen Flanderns, der Sieg der Volksfreiheit über Unterdrückung und schnöde List, die Niederlage des Fremdlings, der ruhmvolle Triumph unserer Vaterstadt! — Hört, unter welchen Bedingungen der König von Frankreich uns Frieden anbietet! Jubelt in Eurem Herzen, denn unsere Feinde weichen vor Eurem Heldenmuthe! Hört, es ist ein Friedensantrag, den Frankreich selbst Euch macht!

„Erstens, die Vläminger sollen Handel treiben dürfen mit Kaufleuten jeder Nation; die fremden Kaufleute dürfen in Flandern mit ihren Familien ungestört und frei wohnen.

„Zweitens, die Vläminger dürfen Handelsverträge abschließen mit England und allen anderen Völkern, wie es ihnen gut dünkt.

„Drittens, der König von Frankreich soll nie gestatten, daß sein Heer den fremden Boden betrete, noch sollen die Vläminger des Königs bewaffnete Feinde in großer Anzahl in ihrem Lande empfangen.

„Viertens, die Vläminger sollen nie gezwungen werden können, die Waffen zu ergreifen, als nur, um

ihr eigenes Grundgebiet zu vertheidigen und dessen Neutralität aufrecht zu erhalten.

„Fünftens, wenn der König von England diesen Frieden annimmt, soll er sich verbindlich machen, nie Krieg in Flandern zu führen und seine Länder dem vlämischen Handel öffnen.

„Dies sind, Genossen! die Grundbedingungen von Frankreichs Vorschlage; der Graf von Flandern hat sie bereits angenommen und wird kommen und Hof halten in Gent, wenn wir ebenfalls damit übereinstimmen. Wer hat aber diese Bedingungen gemacht? Ist es Philipp von Valois, oder das freie Gent, das gesagt hat: So soll es sein, und anders nicht! Hier bleibt kein Zweifel über unsern Beschluß; wir können nicht verwerfen, was wir selbst aufgestellt haben. Wir werden also, Freunde! von unserem Feinde selbst anerkannt als ein unabhängiges Volk, das ohne irgend eine Vermittelung mit allen Nationen Bündnisse schließen darf. Wir behalten unsere Waffen, um unseren Boden zu beschützen, und auch die geringste Verletzung dieses Friedens, an wem es immer sein möge, zu rächen. Unser Fürst Ludwig zeigt sich bereit, die Liebe der freien Vlämingen zu gewinnen, und wird binnen wenigen Tagen seinen Wohnsitz unter den Gentern nehmen. Gott sei innig dafür gedankt, daß er uns diesen schönen Sieg geschenkt hat! Wir haben unsere alte Freiheit wieder gewonnen; wir werden sie zu bewahren und zu vertheidigen wissen. Uns naht jetzt, Genossen, die Arbeit, der Handel, der Reichthum, der Friede! Gent wird unter

den Städten strahlen, wie eine prächtige Sonne; und wenn man von Freiheit und von Volksmacht spricht, wird man ehrfurchtsvoll auf unsere Vaterstadt zeigen, als auf den Ort, wo vlämischer Löwenmuth und ächte Volksmacht weilt ..... Heil Gent! Freiheit und Nahrung! Flandern den Löwen!"

Mit diesem Rufe endete Artevelde seine Rede. Ein verwirrtes Jauchzen, ein ungeheures Siegsgeschrei stieg aus dem Lager gen Himmel empor. Man sprang vor Freude; man umarmte sich einander; man vergoß Thränen der Rührung; denn jeder begriff die Bedeutung dieses Friedens, durch welchen Frankreich seine übermüthigen Forderungen fahren ließ, und der Graf von Flandern zu Allem, was die Genter gethan hatten, seine volle Zustimmung gab. Sie waren also mehr als je frei, und obendrein durch die Macht, Bündnisse zu schließen, ganz von Frankreichs nachtheiligem Einflusse erlöst.

Das Jubeln würde noch lange kein Ende gefunden haben, hätte der Trompeter nicht wieder geblasen, um die Aufmerksamkeit des Heeres zu wecken. Sobald die Stille wieder hergestellt war, erschien Augustyn auf dem Sturmbocke, und rief dem Lager zu:

„Von wegen der Obrigkeit der Stadt Gent! Gesellen, es muß heute ein fröhlicher Tag sein, um unseren Sieg und die Rückkehr unseres Grafen zu feiern. Die Hundertmänner sollen sogleich zu den Wagen gerufen werden, um Wein zu empfangen. Jeder Geselle erhält eine doppelte Maaß nebst zwei Tagen Sold als Friedensgeschenk. Des Königs Bote begiebt sich nach der

Festung, um dort den Waffenstillstand auszurufen und das Thor öffnen zu lassen. Die unbewaffneten Bürger von Biervliet dürfen ungehindert nach unserem Lager kommen und dasselbe verlassen, dort kaufen und verkaufen. Wir inzwischen setzen keinen Fuß über die Brücke, und was auch geschehen möge, der Oberhauptmann befiehlt, daß derjenige, welcher bei dem ersten Trompetenstoß sich nicht dort stellt, wohin er gerufen wird, aus dem Lager entfernt werden soll. Jeder kehre nun nach den Zelten seiner Gilde zurück, und trinke zufolge des Wunsches der Obrigkeit von Gent, dem siegreichen Vaterlande zu Ehren!"

Mit noch gewaltigerem und lauterem Jubelgeschrei lief das Heer wie ein verwirrter Schwarm auseinander, und Jeder begab sich jauchzend nach dem Platze, wo seine Gilde gelagert war.

VI.

Einige Tage nach dem Treffen von Biervliet begab sich der Oberschöffe, Maes van Vaernewyck, nach Brügge, von wo er den Grafen in das Gentische Lager brachte. Unter dem Klang der Trompeten und dem Singen von Freudenliedern zogen die vlämischen Schaaren, mit dem Grafen von Flandern an der Spitze, in Gent ein, dessen Bewohner ihren Fürsten voll Eifer und mit ungewöhnlicher Pracht empfingen. Vor dem Hochhause auf dem Freitagsmarkte schwur Ludwig von Neuem, die Freiheiten des Genter Volkes zu ehren, und die Gemeine legte gleichfalls in seine Hände den Eid der Treue und des Gehorsams ab.

Der Graf, mit seinem Gefolge von Rittern und Rathsherren, schlug seinen Hof im Gravensteen auf.

Während der ersten Tage war die Freude der Genter über den glücklichen Ausgang ihrer Bestrebungen sehr groß. Sie hatten sich jetzt mit ihrem Fürsten versöhnt; Friede, Handel, Gewerbfleiß und Gedeihen verbreiteten Leben und Wohlstand in ihrer Stadt; die Gemeine hatte ihre frühere Macht wieder gewonnen; sie blieb gewaffnet gegen jeden Angriff, und die Zukunft versprach dem Vaterlande Ruhm und Größe.

Dem weisen Rathe, dem Heldenmuthe Artevelde's verdankte man dies Alles; auch kannte jetzt die Dankbarkeit der Genter für ihren Oberhauptmann keine Gränzen

mehr; wo er sich nur zeigte, stieg ein lauter Jubel in die Höhe, und man verbeugte sich bei seinem Vorübergehen mit tiefgefühlter Ehrfurcht vor dem Manne, dessen Scharfsinn wie durch einen Zauberschlag Reichthum, Macht und Freiheit dort hervorgerufen hatte, wo einige Monate früher Hungersnoth, Sklaverei und Verzweiflung herrschten.

Mittlerweile war jedoch der misgünstige Geeraert Denys wachsam geblieben und hatte im Dunkeln gewirkt, um durch allerlei Mittel viele Personen gegen Artevelde aufzureizen, oder sie zur Widersetzlichkeit gegen ihn zu bestimmen. Haß und Neid schärften seinen Verstand und begabten ihn mit einer rastlosen Thätigkeit. Wo irgend ein Genter ein einziges Wort der Unzufriedenheit über den Gang der Sachen fallen ließ, da war augenblicklich Denys selbst oder einer seiner Helfershelfer bei der Hand, um mit höllischer List das Feuer anzuschüren, Leidenschaften zu erregen, ehrgeizige Hoffnungen zu nähren, und Artevelde durch schändliche Erfindungen alles dessen zu bezüchtigen, was als schlecht irgend Jemandes Mißvergnügen erregt hatte.

So bildete sich im tiefsten Dunkel heimlicher Bosheit eine Partei gegen den großen Bürger von Gent, eine Partei, zusammengesetzt aus Menschen, welche die widerstrebendsten Leidenschaften und die feindseligsten Gedanken beseelten, die aber in diesem Augenblicke übereinstimmten, einander den Judaskuß zu geben, um gemeinschaftlich Artevelde's Sturz herbeizuführen.

Diese Neider und Feinde des weisen Mannes be-

griffen wohl, daß ihre feigen Anschläge ihnen für's erste in Gent nicht glücken würden; eine einzige Hoffnung blieb ihnen übrig, die Ausführung seiner großen Pläne zu hindern und vielleicht noch alle Früchte seines Sieges zu vernichten; sie wußten nämlich, daß einige Städte von Westflandern auf den Grafen erbittert waren, sowohl wegen des Friedens selbst, als wegen der Aufrechthaltung gewisser Vorrechte, die er aus den bösen Freiheiten (kwade vryheden) für sich behalten hatte. Dieses Mißvergnügen benutzend, sandten sie Leute aus, um das Volk der Städte von Westflandern zum Widerstande zu reizen, und verbreiteten dabei allerlei schändliche Gerüchte über die angebliche Falschheit und die meineidigen Absichten des Grafen. Zu gleicher Zeit versäumten sie nicht, durch heimliche Mittel den Fürsten glauben zu machen, Artevelde sei an Allem Schuld, so daß sie mit dieser doppelten Waffe sicher wähnten ihr Ziel zu erreichen und dem Einflusse des weisen Mannes merklichen Abbruch zu thun.

Wirklich erfuhr man auch bald darauf, daß viele Städte Westflanderns es verweigerten, sich mit dem Grafen zu versöhnen und den Frieden anzunehmen. In einigen Gemeinen war sogar die Widersetzlichkeit so hoch gestiegen, daß man einen verderblichen Bürgerkrieg zu fürchten begann, um so mehr, als ein Theil von Westflandern drohte, sich auf Gent zu werfen.

Artevelde täuschte sich nicht über die echte Quelle, aus der dieses Uebel entsprang; er sah deutlich, daß die Feinde seiner Politik sich der Sendlinge des Königs von

Frankreich bedienten, welche seit dem Frieden in großer Zahl Flandern durchzogen, um Uneinigkeit zu säen und Zwistigkeiten anzuregen. Er hatte jedoch genug Vertrauen auf seine Macht, um nicht zu früh über diese geringen Umtriebe Besorgniß zu hegen, und wartete, bis der Graf selbst die Hülfe der Genter Gemeine forderte, damit alle Theile Flanderns der fürstlichen Oberherrschaft wieder unterworfen würden.

Als dies geschah, zog Artevelde mit einigen Schöffen und Dechanten der Stadt Gent durch ganz Flandern und erreichte durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit, daß binnen Kurzem alle Gemeinen nicht allein den Frieden annahmen und dem Grafen Treue schwuren, sondern sich auch innig mit Gent verbündeten, um des Landes unabhängige Neutralität zu vertheidigen.

Der große Bürger mußte mit außerordentlichem Scharfsinne begabt sein; denn was er auch unternahm, nie vergaß er dabei, die anderen Vortheile im Auge zu behalten, die es seinem Vaterlande noch bringen könnte. Während er nun alle vlämischen Städte bereiste, um dem Grafen den rechtmäßigen Besitz seiner gesetzlichen Oberherrschaft zu verschaffen, benutzte er die Gelegenheit, überall eine bewaffnete Bürgerwehr einzurichten und festzustellen, wie viele Mannen eine jede Gemeine auf den ersten Ruf zum großen vlämischen Heere senden solle, wenn die Vertheidigung des Landes die Bildung eines solchen Heeres nöthig mache. Die Heeresmacht, die sich die Gemeinden verpflichteten im Fall der Noth zusammenzubringen, belief sich auf die ansehnliche Zahl

von sechzigtausend Kriegern. Zugleich veranlaßte Artevelde, daß die Stadt Gent von Neuem als Mittelpunkt der vaterländischen Bewegung und als Wahrerin des gemeinen Rechtes anerkannt wurde.

Kaum hatte der weise Mann diese wichtige Sendung ausgeführt, als ein Bote die Nachricht nach Gent brachte, daß König Eduard von England mit einer ansehnlichen Flotte vor Sluis erschienen sei, und sich anschicke, an der vlämischen Küste zu landen. Diese Nachricht brachte den Grafen in große Verlegenheit; zwar glaubte er nicht, daß Eduard mit Flandern Krieg führen wolle; denn man wußte wohl, daß die Engländer nur den Durchzug verlangten, um das französische Heer im wallonischen Flandern anzufallen; aber, ein Freund Frankreichs, und ein heftiger Feind der Engländer, zitterte er vor Wuth und Betrübniß bei dem Gedanken, daß Flandern, den Friedensbedingungen zuwider, dem Feinde gestatten würde, seinen Boden zu betreten, um Philipp von Valois dadurch zu schaden. Er hatte um so mehr Ursache, dies zu fürchten, als sich in Gent selbst eine starke englisch gesinnte Partei befand und über die Ankunft des Königs jubelte. Selbst im Rathe der Schöffen befanden sich Mitglieder, die den Wunsch äußerten, Eduard ungehindert durch Flandern ziehen zu lassen, und wie gewöhnlich, versäumten Artevelde's Feinde diese Gelegenheit nicht, ihm Verdruß zu bereiten. Sie wußten, wie viel ihm daran lag, daß Flandern eine unerschütterliche Neutralität behaupte, und bemühten sich daher, den Rath zu überreden, den Durchzug zu gestatten. Der Oberhaupt-

mann widerlegte jedoch ihre Gründe so siegreich, daß die Schöffen ihm den Befehl gaben, sich im Falle der Noth gewaltsam der Landung der Engländer zu widersetzen.

Noch an demselben Abende zog Artevelde aus Gent mit dem größten Theile der bewaffneten Zunftgenossen. Früh am anderen Tage, vor Sonnenaufgang, stellte er sein Heer längs der Küste auf und ließ durch einen Herold König Eduard daran erinnern, daß in Folge des von ihm selbst angenommenen Vertrages Flandern ein freier neutraler Boden bleiben müsse. Zugleich erklärte er ihm, daß die Genter Willens seien, selbst auf Kosten ihres Blutes dieser Neutralität Achtung zn verschaffen.

Der König kam darauf in einem Boote an das Land und gab sich Mühe, Artevelde auf andere Gedanken zu bringen. Er sah jedoch bald ein, daß dies eine Unmöglichkeit sei. Voll Bewunderung von Artevelde's Verstand und Weisheit kehrte er nach seiner Flotte zurück, ließ die Segel aufziehen und ging nach Antwerpen, den unbefleckten Boden Flanderns mit Ehrfurcht verlassend.

Das Glück, das die Unternehmungen des Oberhauptmanns beständig krönte, und die rasche Zunahme seines Ansehens in allen Städten Flanderns, wo man die Anhänger seiner Politik zu Tausenden zählte, vermehrten seinen unbegränzten Einfluß auf die Genter Gemeine. Zwar hatte er nicht das Recht, daselbst etwas ohne vorhergehenden Befehl des Rathes der Schöffen zu gebieten; auch überging er nie seine gesetzliche Obrigkeit; aber die meisten erkannten so sehr die Macht seines Geistes und die Tiefe seiner weisen Vorsicht an, daß

ein Rath, ein Wort von ihm selten anders betrachtet wurde, denn als ein Urtheil, worauf wenig oder gar nichts zu antworten war. Diese Unterordnung unter den großen Bürger entsproß jedoch nicht aus dem Mangel an Gewandtheit derjenigen, welche als Gesetzgeber über die Angelegenheiten der Gemeine zu entscheiden hatten; im Gegentheil, noch nie hatte Gent eine Schöffenversammlung gesehen, in welcher so viele ausgezeichnete Männer und erfahrene Politiker saßen. Dies erkannten auch die Fürsten, welche mit der Stadt Gent wie mit einem mächtigen Reiche über die wichtigsten Interessen zu verhandeln hatten, bei jeder Gelegenheit an.

Der große Einfluß Artevelde's und ganz besonders die vollständige Unabhängigkeit der Genter Gemeine schienen dem Grafen auf das Höchste zu misfallen, nicht deswegen, daß er persönlich nach Oberherrschaft gestrebt hätte, sondern weil der König von Frankreich, als dessen Lehensmann und Unterthan er sich betrachtete, ihm täglich Ritter zusandte, um ihn zu allerlei zu veranlassen, dem sich Gent stets auf das Entschiedenste widersetzte. Der Graf, in ritterlichen Ansichten aufgewachsen, konnte es nicht ertragen, daß sein Ansehen in Flandern so beschränkt ward. Mehr als einmal hatte Philipp von Valois ihm gerathen und ihn gebeten, die Gemeine durch List für seine Pläne zu gewinnen, das heißt mit anderen Worten, sie zu betrügen; aber der Graf war im Grunde seines Herzens ein rechtlicher Mann und konnte sich damals nicht dazu entschließen, obwohl ihn der Hochmuth der Bürger von Gent auf das Tiefste kränkte und verletzte.

Seine französischen Höflinge gaben sich dagegen alle Mühe, ihn für den König zu gewinnen, und da sie, die Einrichtungen des Landes nicht kennend, Artevelde alle Schuld beimaßen, so strengten sie alle ihre Kräfte an, ihn bei der Obrigkeit und dem Volke verdächtig zu machen, um seinen Einfluß zu vernichten oder zu vermindern.

Dies gab plötzlich seinen Feinden neuen Muth, und Lästerung und Ehrenschändung, unter der Leitung heimlicher Aufhetzer, begannen jetzt das Haupt zu erheben. Die widersprechendsten Gerüchte wurden nun täglich gegen ihn in Umlauf gebracht. Bald hatte er heimlich mit dem Könige von Frankreich unterhandelt; dann wieder sich von dem Könige von England bestechen lassen; endlich sollte er die Absicht haben, den rechtmäßigen Fürsten vom Throne zu stoßen, um den letzteren selbst zu besteigen; sein häusliches Leben ward auf das Schändlichste dargestellt, seine Verwandten und Freunde um seinetwillen eben so abscheulich verleumdet, und man ging sogar so weit, daß man ihn der verächtlichsten Laster, ja selbst der lächerlichsten Fehler bezüchtigte.

So begannen zu den Füßen des großen Mannes der feigste Neid und die gemeinste Misgunst den Boden aufzuwühlen. Ohne indessen die Angriffe der Eifersucht und der Erbärmlichkeit nur eines Blickes zu würdigen, ließ er seine Neider im Schmutze ihrer Ohnmacht fortwühlen und bekümmerte sich nur um die Mittel, Flanderns Gedeihen und Größe zu befördern.

Mittlerweile war König Eduard nach Deutschland gereist, wo er eine große Anzahl von Bundesgenossen

gegen Frankreich gewonnen hatte und selbst von dem Kaiser mit dem Titel: „Vicarius des deutschen Reiches“ geschmückt worden war. Dieses Ehrenamt stellte einen Theil von Flandern, welchen man das kaiserliche Flandern nannte, unter seinen Befehl, und gab ihm zugleich einen großen und gesetzlichen Einfluß auf die anderen Provinzen der Niederlande. Da er nun auf diese Weise seine Macht vergrößert sah, so rüstete er sich öffentlich, um einen entscheidenden Krieg mit Frankreich zu beginnen, bis nach Paris vorzudringen und Philipp von Valois der Krone zu berauben.

Der französische König begann jetzt ernstlich Furcht zu hegen und unterließ seinerseits nichts, um Bundesgenossen zu gewinnen. Es schmerzte ihn sehr, sich der Hülfe Flanderns beraubt zu sehen; denn dieses Land war damals mächtig genug, um allein die Wagschale zum Vortheil des einen der beiden Könige sinken zu machen. Deshalb hielt sich Philipp von Valois, der im Grunde seines Herzens wohl fühlte, welches geringe Recht Frankreich auf Flanderns Freundschaft habe, nicht für sicher, daß die Vläminger ihren thatsächlichen Beistand Eduard verweigern würden.

Er sparte demgemäß keine Bemühungen irgend einer Art, um zu seinem Vortheile in Flandern eine Aenderung der öffentlichen Meinung hervorzubringen, und weder Geld noch List, um seinen Zweck zu erreichen. Die vlämischen Städte wimmelten von französischen Sendlingen, welche manchen Bürger durch Geschenke und Versprechungen wankend machten.

So wuchs die Partei der Leliaerds und der französisch Gesinnten in kurzer Zeit merklich unter der geheimen Leitung des Ser van Steenbeke, und zu ihr gesellten sich natürlich die Neider Artevelde's, Denys an der Spitze, obwohl diese beiden Parteien im Grunde einander tödtlich haßten.

Während der König von Frankreich über die Berichte aus Flandern sich freuete und, obwohl mit Unrecht, zu hoffen begann, daß die Gemeinen sich bald für ihn und gegen Eduard erklären würden, entwarf Artevelde mit tiefer Berechnung einen Plan, welcher Frankreich viel zu schaffen machen mußte.

In dem Augenblicke nämlich, wo Philipp von Valois sich eines baldigen Sieges sicher glaubte, schlug Artevelde plötzlich im Rathe der Schöffen vor, daß die Gemeinen von Flandern eine Gesandtschaft zu dem Könige von Frankreich schicken sollten, um die Städte Ryssel, Douai und Orchies zurückzufordern; er bewies unwiderleglich, daß Wälsch-Flandern durch Betrug und unrechtmäßige Gewalt von dem Grundgebiete des Vaterlandes losgerissen worden und daß Frankreich nur durch Meineid und Verrath so lange im Besitze dieses ansehnlichen vlämischen Gebietes geblieben. Zugleich wies er nach, welche schändliche Feigheit es sei, so viele Brüder, durch Muttersprache und gleiche Abstammung, unter der Herrschaft des Fremdlings zu lassen, da man jetzt die Macht besitze, das verletzte Recht geltend zu machen und alle Vlämingen von ausländischer Herrschaft zu befreien. Was auch einige Mitglieder des Rathes der Schöffen

dagegen vorzubringen versuchten, Artevelde's Vorschlag ward mit Eifer angenommen, und wenige Tage nachher erklärten die bedeutendsten Städte Flanderns, daß sie bereit seien, durch Gesandte und im Fall der Noth durch Waffenmacht Gent's patriotisches Verlangen zu unterstützen.

Dieser Beschluß, durch ein Heer von sechzigtausend Mann befestigt, wirkte wie ein zermalmender Donnerschlag sowohl auf den Grafen, wie auf den König von Frankreich. Wälsch-Flandern abtreten? Die Frucht hundertjähriger List und politischer Berechnung verlieren? Das drohende Flandern noch mächtiger machen? — Dazu konnte Philipp von Valois sich nicht entschließen.

Was den Grafen betrifft, so war dieser im vollen Sinne des Worts ein Franzose. Er betrachtete sich selbst auch nicht anders. Flandern war für ihn nur ein Lehen, das ihm nicht mehr am Herzen lag als die Grafschaften Rethel und Nevers, die er gleichfalls in Frankreich besaß. Kein Wunder also, daß er das Gedeihen und die Macht Flanderns als ein beklagenswerthes Uebel betrachtete, sobald dadurch der Größe seines vermeintlichen Vaterlandes Frankreich Abbruch geschehen konnte.

Die Gesandtschaft der vlämischen Städte begab sich nach Paris, um dort in kräftiger Sprache die Zurückforderung von Waelsch-Flandern geltend zu machen. Der französische Hof durfte es nicht wagen, die Gesandten abzuweisen. Er zog daher vorsichtig die Verhandlungen eine Zeit lang in die Länge, ohne dieselben zur Entscheidung zu bringen. Dies konnte jedoch nicht lange

währen; die Abgeordneten wurden ungeduldig und begannen bereits von Waffen und von Krieg zu reden und eine drohende Haltung anzunehmen. Der König wußte nicht mehr, durch welches Mittel er diesem nachtheiligen Verlangen entgehen solle; denn weigerte er sich, es zu erfüllen, so stellte er sich ein Heer von sechszigtausend Vlämingern feindlich gegenüber, gerade in demselben Augenblicke, wo er alle seine verfügbare Macht gebrauchte, um den Engländern und ihren Bundesgenossen Widerstand zu leisten.

Endlich beschloß man, zu einer Missethat seine Zuflucht zu nehmen. Flanderns Macht beruhte auf Artevelde's Weisheit und auf der Liebe und Eintracht, mit welcher die große Mehrzahl des Volkes seinem Rathe folgte. Konnte man nun diese Stütze der vlämischen Volksgröße umreißen, so würde auch wohl der Tempel selbst in Trümmer stürzen, man hoffte es wenigstens. Ein schändlicher Anschlag wurde entworfen; der französische König rief den Meuchelmord zu Hülfe; der Dolch bezahlter Meuchelmörder sollte das edle Blut Artevelde's vergießen.

Wirklich ward er in kurzer Zeit mehrere Male von unbekannten Menschen mit dem Mordstahle bedroht, und sein Leben war mehr als einmal in Gefahr. Die Gemeine von Gent vergrößerte seine Leibwache, und auf den Wunsch seiner Freunde zeigte er sich nur mit großen Vorsichtsmaßregeln öffentlich. Diese Anschläge auf Artevelde's Leben erbitterten übrigens das Volk in Gent dermaßen, daß stets einige hundert bewaffnete Zunftge-

nossen vor seiner Thür standen, um ihn überallhin zu begleiten. Weder Rathschläge noch Bitten konnten diese Leute davon abbringen; sie hatten geschworen, den Oberhauptmann zu bewachen, und würden Jeden, der ihm etwas Böses hätte zufügen wollen, augenblicklich vernichtet haben.

Obwohl Ludwig von Nevers nur als ein unterthäniger Diener Frankreichs betrachtet werden kann, so läßt sich doch nicht annehmen, daß er an den Mordplänen irgend Antheil gehabt habe. Wahrscheinlich war dies nur das Werk seiner französischen Höflinge, oder der Sendlinge Philipp's, oder auch derer, die Artevelde's Größe beneideten, vielleicht auch aller dieser Feinde zusammen. Nichts destoweniger wuchs im Herzen der Bürger ein tiefes Mistrauen gegen den Grafen, welchem man, wegen seiner bekannten Anhänglichkeit an Frankreich und an die Politik dieses Reiches, die Verantwortlichkeit dieser Anschläge zum größten Theile zuschob.

Wie dem auch sei, die Haltung der Genter Bürgerschaft und die Maßregeln, welche Artevelde selbst traf, ließen Frankreich nicht die mindeste Hoffnung, sich auf eine so schändliche Weise von dem Oberhauptmanne befreien zu können.

Auf Philipps von Valois Verlangen, der nicht mehr wußte, wie er der Forderung der Gemeinen ausweichen solle, beschloß Graf Ludwig, seine Zuflucht zu sanfteren Mitteln zu nehmen. Um dies auszuführen, ließ er an einem bestimmten Tage den Oberhauptmann von Gent heimlich ersuchen, zu ihm nach dem Gravensteen zu kommen.

Artevelde zeigte sich bereit, den Wunsch seines Fürsten zu erfüllen; aber er setzte die Schöffen der Stadt davon in Kenntniß, damit man diesem Besuche keine andere als die wahre Ursache zuschreibe. Auf diese Weise wurde die Einladung des Grafen auch dem Gentischen Volke bekannt, und alle Gemüther entsetzten sich, aus Furcht, daß ein Anschlag gegen Artevelde dahinter verborgen sei.

Der Gravensteen lag über der Leije, in einem Theile der Stadt, welchen man die Alte-Burg nannte und welcher als fürstliches Lehensgut unmittelbar von der gräflichen Gerichtsbarkeit abhing, ohne der Schöffenbank von Gent unterworfen zu sein. Dieser Steen war eine bedeutende Feste, welche Baudewyn mit dem eisernen Arme im Jahre 868 erbaut hatte, als einen Schutzort gegen die Einfälle der Normannen. Er hatte eine runde Gestalt und war von außerordentlich hohen Mauern umgeben, die zwischen den vorspringenden Thürmen überall von Schießlöchern durchbohrt waren. Die Lieve bespülte ihm auf der einen Seite und umgab ihn auf der anderen mit ihrem abgeleiteten Wasser, so daß man nur über die steinerne Brücke und durch ein einziges enges Thor in die Feste gelangen konnte.

Der finstere und trübe Ton, mit welchem die Zeit diesen Aufenthaltsort der Lehensherren überzogen hatte, sowie die Rauhheit und Schwere seines Baustyls machten einen eigenthümlichen Eindruck auf den Beschauer, welcher, aus dem lebendigen Gent heraustretend, einen

schüchternen Blick auf dieses ansehnliche steinerne Gebäude warf; ein Gefühl der Kälte und Angst beklemmte sein Herz, und es war ihm, als habe ihn ein Zauber zurückversetzt in die Zeiten der Knechtschaft und Unterdrückung des Volkes, deren Erinnerung in den gewerbfleißigen vlämischen Gemeinen schon seit Jahrhunderten erloschen war.

Die niedrigen und elenden Häuser rings um das gräfliche Schloß, die Armuth und der Schmutz der dort wohnenden Unterthänigen, die tödtliche Stille, die hier herrschte, vermehrten noch den peinlichen Eindruck, und wenn man sich endlich von diesem letzten Aufenthalte der lehensherrlichen Macht entfernte, fühlte man die Brust so beengt, als hätte man Stickluft eingeathmet.

Oben auf der Festungsmauer wandelten die Schildwachen wie stumme Schatten hin und wieder. Selbst am hellen Tage störte hier nichts die Stille, welche den gefürchteten Lehensherrn umgab; nur dann und wann ward dieselbe unterbrochen durch das eintönige und wiederhallende Gebell der Jagdhunde innerhalb des Steens.

An dem Tage, an welchem Artevelde dort erscheinen sollte, boten die Straßen rings um die gräfliche Wohnung einen ganz anderen Anblick dar. Eine Menge Genter Bürger und Zunftgenossen standen dort in Haufen versammelt, sich laut mit einander unterhaltend. Andere, welche bewaffnet waren, wandelten in kleinen Gruppen die Straßen ein und aus; denn da sie sich nicht auf dem Grundgebiete der Stadt befanden, so war es ihnen nicht erlaubt, hier mit Waffen zu verweilen. Um jedoch ihre

Absicht ausführen zu können, thaten sie, als zögen sie nur vorbei, entfernten sich indessen nicht weit von dem Veerleplatz, auf den das Thor des Steens hinausging. Innerhalb der Festung mußte man nicht ohne Argwohn sein; denn man hatte das Fallgatter vor dem Thore niedergelassen und die Wachen auf den Mauern verdoppelt.

In dem Winkel des Platzes, gegen Wenemaers neue Kirche zu, stritt man sich besonders lebhaft über die Ursache, welche die Genter Bürger nach dieser Seite der Stadt gelockt hatte.

„Ja!" rief ein Fleischergeselle, „Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, aber laß sie nur Mher Jakob ein einziges Haar auf seinem Haupte krümmen, und Ihr findet morgen in der Alten=Burg nicht zwei Steine mehr auf einander."

„Wir wollen die französischen Herren lehren in der Lieve schwimmen!" murrte ein Anderer.

„Aber," antwortete mit erheuchelter Kälte der Oberdechant Denys, der sich bei dem Haufen befand, „ich möchte doch wissen, Gesellen, wer Euch das nur wieder in den Kopf gesetzt hat! Unser gnädiger Fürst hat Mher Artevelde zu sich entboten; das ist ja ein Beweis der Verehrung und der Neigung, und Ihr steht hier und droht und flucht, als ob unser Graf der Mann wäre, einen seiner Unterthanen betrügerisch in eine Falle zu locken und ihn dann vor seinen Augen ermorden zu lassen! Wer von Euch wagt zu sagen, daß er das in der That denkt?"

Niemand antwortete auf diese Frage, wie sich das

Denys wohl denken konnte, anders, als mit größeren oder geringeren Zeichen der Ungeduld; zum Theil aus Ehrfurcht, welche man seinem hohen Amte schuldig zu sein glaubte, theils weil keiner der Zuhörer solche ausdrückliche Beschuldigung gegen den Grafen vorbringen wollte.

Ein einzelner Geselle nur schien erzürnt und murmelte mit dumpfer Stimme seinem Nachbar zu:

„Nun, bei Sanct Lieven! Seit wann ist denn der Oberdechant ein Freund des Grafen oder ein Leliaerd geworden? Da steckt etwas dahinter, das wahrlich nicht sauber ist!“

„Es wäre besser,“ hub Denys wieder an, „Ihr ginget Alle zusammen nach Hause; denn durch dieses unruhige Gewühl thut Ihr unserm Oberhauptmanne großen Schaden. Wißt Ihr, was man dort, bei Sanct Veerle, sagt? Man beschuldigt Mher Artevelde, daß er selbst durch seine Anhänger die Nachricht von der gräflichen Einladung und die Furcht vor Verrath unter der Gemeine hat ausstreuen lassen. Ich glaube es nicht; allein man setzt hinzu, daß er schon lange den Fürsten bei den Gentern verhaßt zu machen sucht, damit der Graf fortziehen solle und er allein den Herrn über uns spielen könne.“

In diesem Augenblicke gesellte sich ein junger Blaufärber zu dem Haufen und hörte die letzten Worte des Oberdechanten. Man sah deutlich auf seinem Gesichte, daß ein tiefer Unwille sich seiner bemächtigte; doch unterdrückte er denselben und schien nur aus bloßer Neugier zuhören zu wollen.

„Deshalb, Gesellen!“ fuhr Denys fort, „werdet Ihr mit allen diesen Beweisen eurer Neigung unsern Oberhauptmann so verwöhnen, daß er das Volk am Ende höchst geringschätzt. Man sagt schon, daß er die Bürgerschaft verläßt und seine Tochter einem französischen Ritter zur Gattin angeboten habe. Es ist wahrscheinlich nur ein Gerücht; aber achtet doch darauf, daß Mher Jakob Könige und Grafen als seines Gleichen behandelt und sich nichts Geringeres wähnt, als ob er eine Krone auf seinem Haupte trüge. Das ist auch für Mher Artevelde selbst gefährlich, und sollen wir einmal geleitet oder unterdrückt werden, so ist es doch besser, daß dies durch unsern gesetzlichen Fürsten geschieht, als durch Jemanden, den wir zu dem gemacht haben, was er ist, bloß um uns einen hochmüthigen Tyrannen auf den Nacken zu setzen.“

„Das ist wahr,“ fiel ihm ein Weber in die Rede; „zum Beispiel, wer giebt dem Oberhauptmanne von Gent das Recht, ganz Flandern Befehle zu ertheilen, als wäre er der Graf selbst, und die Gemeinen zu bewaffnen? Wer giebt ihm das Recht, geheime Beziehungen mit dem Herzoge von Brabant und dem Grafen von Hennegau zu unterhalten, ohne die Obrigkeit von Gent darum zu befragen? Wer gab ihm endlich das Recht, den guten König von England zu Sluis so barsch zu behandeln und ihn durch seinen Trotz vielleicht für immer zum Feinde Flanderns zu machen?“

Als er diese Worte hörte, erblaßte der junge Blaufärber, und ein flammender Blick schoß aus seinen Augen; dennoch aber beugte er das Haupt und sagte nichts.

„Und jetzt,“ sprach Denys weiter, „was geht nun jetzt wieder vor? Ihr steht hier vor dem Gravensteen, dem Fürsten mit einem Auflauf oder einer Belagerung zu drohen? Das muß ihn stark gegen uns erbittern; so lautete doch der Friede nicht. Daraus kann eine große Uneinigkeit zwischen dem Fürsten und der Gemeine von Gent sich entwickeln. Sieht es nicht aus, als hätte man Recht, zu sagen, Mher Artevelde habe diesen Zwist allein angefacht, in der Absicht, den Grafen aus dem Wege zu schaffen und ihn zu zwingen, wieder nach Frankreich zu fliehen? Und wenn Ihr so Mher Artevelde Veranlassung gebt, zu wähnen, daß er mehr sei, als der Graf, wer könnte sich dann wundern, wenn er einmal Lust bekäme, selbst Graf von Flandern zu werden?“

Der Weber, der mit dem Oberdechanten gekommen war, steckte nun seinen Kopf mitten in den Kreis, als wolle er Jeden zur Verschwiegenheit ermahnen.

„Wißt Ihr, was ich habe erzählen hören von Jemanden, der behauptet, dabei gewesen zu sein?“ flüsterte er. „Es scheint, daß Mher Jakob zwischen vier Mauern ein sehr fröhlicher Mann ist und mehr Wein trinkt, als er vertragen kann. So soll er auch kürzlich bei einem Bürger es so weit getrieben haben, daß er sich um den Verstand getrunken, und dabei soll auch ausdrücklich von ihm erklärt worden sein, er wolle Graf von Flandern werden und uns Alle ....“

Zitternd, wie ein Schilfrohr, und weiß, wie Leinwand vor Zorn, sprang nun der Blaufärber herbei und rief dem Weber zu:

„Macht, daß Ihr fortkommt, oder ich zertrete Euch unter meinen Füßen, Ihr niederträchtiger Verleumder!“

Seine brennenden Blicke auch auf die Uebrigen werfend, fuhr er außer sich vor Wuth fort:

„Wißt Ihr, was Ihr alle zusammen seid, die Ihr so schändlich den Oberhauptmann begeifert? Feige Hunde, welche die Sonne anbellen, weil ihr Licht sie blendet! Ohnmächtiges Ungeziefer, das sich an den Leib eines Riesen hängt, in der Hoffnung, ihn durch tausend giftige Bisse zu tödten! Ihr habt also schon ganz vergessen, wer Flandern vor Hungersnoth und Unterdrückung rettete, wer das Gold durch die Straßen von Gent strömen ließ, wer unserem erniedrigten Vaterlande Freiheit und Ansehen gab? Der Held, der Befreier ist ein Herrschsüchtiger, ein Tyrann, ein Trunkenbold, nicht wahr? Weil seine Größe Euch erdrückt, beschmuzt Ihr seinen Namen; weil Ihr weder sein Haupt noch sein Herz erreichen könnt, nagt Ihr, wie neidisches Gewürm, an seinen Füßen. Undankbare Natterbrut, die Ihr seid! — Mögen auch Dechanten dabei stehen, es ist Lieven Comyne, der das sagt.“

Der Oberdechant ward ganz verlegen über diesen Ausfall, und wußte nicht, was er darauf antworten sollte, da er es nicht für räthlich hielt, seine scheinheiligen Lästerungen öffentlich zu bekennen. Er murmelte einige Worte, aus denen man nur entnehmen konnte, daß er sich mit einem solchen verrückten Menschen nicht in einen Streit einlassen wolle, wandte sich um und verließ den Platz längs der Hoofbrücke.

Lieven Comyne, noch bebend vor Wuth, sah dem Oberdechanten nach, bis dieser verschwunden war. Dann sich wieder zu dem erschreckten Weber wendend, rief er aus:

„Jetzt kommen wir Beide dran! Wißt Ihr, was man mit einer Schlange thut, welche Gift auf ihre Wohlthäter speit? Man dreht ihr den Hals um und zertritt sie!“

Bei diesen Worten faßte er in der That den Weber mit beiden Händen am Halse, wie mit einer Kneipzange, warf ihn halb erwürgt zu Boden und gab ihm noch einen Tritt in die Seite. Er ließ ihn jedoch wieder aufstehen und verspottete lachend die Reden, welche dieser zu seiner Vertheidigung vorbrachte.

„Geht!“ sprach Lieven Comyne verächtlich, „Eure Feigheit bezeugt, daß Ihr ein Elender seid.“

„Wollen wir den Schelm in der Lieve ertränken?“ fragten die Umstehenden, die der That des Blaufärbers Beifall zujauchzten.

Sie hatten den Weber bereits angepackt und zogen ihn mit Gewalt nach dem Rande der Lieve fort, um ihn ohne Gnade hineinzuwerfen; aber jetzt stieg von der Grafenbrücke aus der Ruf: „Heil! Heil dem Oberhauptmann!“ in die Luft, und jeder begab sich nach jener Seite des Platzes, ohne sich um den Weber weiter zu bekümmern.

Jakob von Artevelde kam allein durch das Volk hergeschritten.

Seine Wache, von acht und zwanzig Mann, hatte

er auf dem Fischmarkte zurückgelassen, um sich seinem Fürsten nur zu nähern, wie es sich für einen Unterthan geziemte. Groß war jedoch seine Verwunderung, ja selbst seine Betrübniß, als er auf dem Veerleplatze all dieses jauchzende Volk auf ihn zuströmen sah, und aus den Worten und Ausrufungen der Menge merkte, daß sie sich dort versammelt habe, weil sie der Rechtlichkeit des Grafen mistraue. Er blieb einen Augenblick stehen und sagte zu dem Volke, welches ehrfurchtsvoll und still zuhorchte, sobald es merkte, daß er reden wolle:

„Lieben Freunde! Was giebt es denn, das Euch wieder so aufregt? Warum versammelt Ihr Euch so unehrerbietig vor dem Grafenhofe? Das ist nicht recht gehandelt von Euch!“

Ein Schmied, der mit nackten Armen und den Hammer in der Faust vor ihm stand, antwortete darauf mit rauhen Worten:

„Recht gehandelt oder nicht! Wenn unser Oberhauptmann nicht binnen zwei Stunden aus der Höhle der Leliaerds und Franzosen zurück ist, so machen wir das steinerne Nest dem Erdboden gleich, mit Allem, was darin sein mag! Es währt schon lange genug, Mher Jakob, und wenn sie Euch auch einmal wirklich an den Leib könnten, wie sie es möchten, sie sollen es doch nicht sein, die dem Könige von Frankreich die frohe Mähr von Jakob's Tode bringen.“

„Ihr beleidigt unseren edlen Fürsten mit Unrecht durch dieses Mistrauen, Gesellen!“ antwortete Artevelde. „Dürfen wir unseren Grafen verantwortlich ma-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

chen für die Missethaten von Fremdlingen, die aus anderen Landen hieher gesandt sind? Nein, das wäre ein großes Unrecht von unserer Seite. Wir sind unserem rechtmäßigen Fürsten mehr Ehrfurcht schuldig. Ihr seid Alle meine guten Freunde, nicht wahr? Nun denn, so hört auf meine Stimme! Verlaßt diesen Platz und geht mit vollem Vertrauen nach Hause; Eure Furcht ist ungegründet; geht, ich werde Euch dankbar sein für diesen Beweis Eurer Neigung!"

„Oberhauptmann! werdet Ihr über den Freitagsmarkt gehen, wenn Ihr nach Hause kehrt?" fragte der Schmied. „Versprecht Ihr uns das, so wollen wir fortgehen."

„Das will ich thun," antwortete Artevelde.

„Gut!" sagte der Schmied, „wir werden dort bis zum Abend warten. — Nach dem Freitagsmarkt! nach dem Freitagsmarkt!"

Dieser Ruf, welchen die Umstehenden wiederholten, lief wie ein Signal über den ganzen Platz, während die Menge über die Grafenbrücke und längs dem Kraenlei nach dem Freitagsmarkte sich begab. Einige Augenblicke nachher befand sich in der Nähe der gräflichen Residenz Niemand mehr, als einige friedliche Bürger, die aus Neugier stehen geblieben waren.

Der Wächter über dem Thore des Gravensteens hatte schon das Zeichen gegeben; das Fallgatter ward aufgezogen, und Artevelde von zwei Dienern empfangen

und nach einem Saale geführt, in welchem sich der Graf nebst verschiedenen anderen Personen befand.

Ludwig von Nevers war ein Mann von mittlerem Alter, wohlgebaut und von angenehmen Gesichtszügen; etwas Feines und Edles lag in seinen Geberden und seiner Sprache. Man konnte sehen, daß fürstliches Geblüt und fürstliche Erziehung ihm Leib und Geist geschmückt hatten mit ritterlicher Bildung und würdevoller Haltung. Seine verwischten Gesichtszüge jedoch, der träge Aufschlag seiner Augen und die Magerkeit seiner Glieder ließen vermuthen, daß es ihm, wenn er auch alle anderen Gaben besaß, doch wahrscheinlich an männlichem Willen und Kraft des Gemüthes fehle.

Bei Artevelde's Eintritt warfen die Höflinge und Rathsherren, sämmtlich Fremdlinge, höhnische und forschende Blicke auf den berühmten Bürger von Gent; aber der Graf stand von seinem Sessel auf und ersuchte Alle, den Saal zu verlassen. Sobald sie in Folge dieses Befehles durch die Seitenthüren verschwunden waren, ging der Fürst auf Artevelde zu, faßte ihn freundlich bei der Hand, führte ihn zu den Sesseln, und sagte ihm auf Französisch, das, wie er wußte, der Genter Bürger vortrefflich sprach:

„Willkommen, Oberhauptmann meiner guten Stadt Gent! Es ist schon lange, daß ich über verschiedene Dinge mit Euch Rath pflegen wollte; denn man erzählt sich Wunder von Eurer großen Weisheit; einige Hindernisse haben mich aber bisher davon zurückgehalten. Jetzt ist es mir indessen vergönnt, mit Euch allein zu sein; Ihr

seht es, mein Vertrauen ist groß; ich hoffe, daß Ihr eben so redlich sein werdet; setzt Euch in diesen Sessel; ich will als Freund mit Euch reden."

Artevelde leistete der Einladung des Grafen einige Zeit lang Widerstand; endlich setzte er sich vor dem Fürsten nieder und sagte:

„Mein gnädiger Herr will es so; wohlan denn! redlich werde ich sein, und möge mein Wunsch sich erfüllen, daß diese feierliche Zusammenkunft den Ruhm meines Fürsten und die ewige Größe meines Vaterlandes zur Folge habe!"

„Ich hoffe es gleichfalls," entgegnete Ludwig. „Hört nun, was ich Euch sage, Oberhauptmann; der Ruhm Eurer Weisheit ist in ferne Lande gedrungen; der König von Frankreich hat selbst mehr als ein Mal in meiner Gegenwart gesagt, daß er die größten Opfer bringen würde, um einen solchen Mann in seinem Rathe zu haben, obwohl Ihr ein Bürgerlicher seid, wenn ich mich nicht irre."

Auf dem Antlitz des weisen Mannes zeigte sich ein schwer zu deutendes Lächeln.

„Ich habe weiter keine Absichten dabei, wenn ich Euch dies sage," fuhr der Graf fort; „ich wollte Euch nur beweisen, daß der mächtigste Fürst Europa's selbst Eure Verdienste zu schätzen weiß. Was mich betrifft, so bedaure ich, daß ein Mann, wie Ihr, vom Schicksale an die Spitze einer unruhigen und aufrührerischen Menge gestellt wurde, und sich gezwungen sieht, seine Fähigkeiten gegen die gesetzliche Obrigkeit seiner Fürsten an-

zuwenden ..... bis dasselbe veränderliche Volk ihn in den Koth zieht und wie tolle Hunde zerreißt; denn ist dies nicht stets das Loos der Abgötter der thörichten Menge? Jetzt haltet Ihr Euch schon für sehr geehrt mit dem Amte des Oberhauptmanns einer Stadt, die Euch den lächerlichen Gehalt von drei Stüber Groten wöchentlich giebt; würdet Ihr Eurem Vaterlande, Eurem Fürsten und Euch selbst nicht weit größeren Vortheil bringen, wenn Ihr ein Amt bekleidetet, das Eurer würdig ist, zum Beispiel das eines Marschalls von Flandern?"

Der Graf betrachtete den weisen Mann, als wollte er eine Antwort aus ihm herauslocken: — ein Ausdruck der tiefsten Betrübniß hatte sich auf Artevelde's Gesicht gelagert, und er blickte, wie niedergeschmettert, auf den Boden.

„Meint Ihr nicht, Mher von Artevelde," fragte der Graf, „daß Flandern Eure Ernennung zum Marschall mit Freude vernehmen würde? Woher kommt es, daß dieser Gedanke Euch zu verdrießen und zu schmerzen scheint?"

„Um Gottes Willen, redet nicht mehr davon, Herr Graf; Ihr verwundet mich bis in das tiefste Herz!"

„Warum?"

„O, möge Gott den strafen, der dem Grafen von Flandern solche Worte in den Mund gelegt hat! Ich bin Vläminger und Bürger von Gent; um alles Gold Frankreichs und die französische Krone selbst würde ich das nicht vergessen."

Es ist möglich, daß Ludwig es wirklich rechtlich meinte, da des Oberhauptmanns feurige Worte ihn mehr verwunderten, als erzürnten; deshalb erwiederte er mit großer Ruhe:

„Ihr versteht mich nicht, Mher von Artevelde; oder zweifelt Ihr vielleicht an meiner Aufrichtigkeit?“

„Keineswegs,“ antwortete Jakob gefaßter; „ich begreife, daß mein gnädigster Herr, als Ritter und nach den Ansichten, die man in Frankreich darüber hegt, es für einen Bürgerlichen als ein großes Glück betrachten muß, wenn dieser seinen niedrigen Stand verlassen und im öffentlichen Leben höher steigen kann; aber man hat Euch getäuscht, Herr Graf; in Flandern ist das nicht der Fall; man braucht hier weder Ritter noch Lehensherr zu sein, um seinem Vaterlande mit Ehren dienen zu können und von der Gemeine geliebt und geachtet zu werden, im Verhältniß zu dem Guten, das man für des Landes Ruhm oder Wohlfahrt stiftet. — Ich bin bereit, zu Euren Diensten zu thun, was sich mit Flanderns Wohl, und also mit meinem Gewissen verträgt; weder Versprechungen noch Ehrenämter können mich aber auch nur einen Schritt von der Bahn verlocken, die ich zu wandeln habe. Also, wenn Eure Versuche kein anderes Ziel haben, als mich zu etwas Anderem zu machen als einem Bürger von Gent und einem Vertheidiger der Freiheit der Gemeinen, o dann gebt Euch keine Mühe, gnädiger Herr! sie ist unnütz.“

„Ich weiß nicht, zu welcher Art von Volk Ihr Leute gehört,“ versetzte der Graf ungeduldig. „Man will

Euch Gutes thun, Euch mit Ehre und Reichthum überladen, und Ihr erzürnt Euch darüber. Versucht man mich denn zu täuschen, um in mir den Wunsch zu erwecken, Eure hohen Verdienste zu erkennen und zu belohnen?"

„Mit Eurer Erlaubniß, Herr Graf!" sagte Artevelde; „ich werde nie etwas Anderes sein, als ein treuer Diener der Stadt Gent und des Landes Flandern; aber könnte ich Euch den Beweis liefern, wie sehr ich bereit bin, Euch zu dienen, so würde ich es als ein wahres Glück betrachten. Sagt mir daher, Herr Graf, was ich thun kann, um mir Eure Gunst zu erwerben."

Ludwig von Nevers betrachtete diese Frage als einen halben Sieg und antwortete mit freundlichem Tone:

„Ich will nichts, als was redlich ist, Oberhauptmann. Erstens, Ihr sollt die vlämischen Gemeinden anregen, unserem natürlichen und verehrten Oberherren, dem Könige von Frankreich, Beistand zu leisten gegen seinen ungesitteten Feind, Eduard von England. — Und um dem Könige jetzt nicht mit ungegründeten Forderungen lästig zu fallen, sollt Ihr die vlämischen Städte bewegen, ihre Forderung von Waelsch-Flandern, das doch durch ehrliche und rechtliche Verträge abgetreten worden ist, zurückzunehmen; es ist nicht mehr als billig, daß treue Vasallen ihren Oberherrn vertheidigen gegen einen herrschsüchtigen Fremdling, der nichts Geringeres will, als ihn seiner Krone berauben; obendrein verlangt Flanderns Bestes, daß es sich auf die Seite des Stärksten stelle; Ihr seht doch wohl, daß Eduard dem Philipp von

Valois nicht Krieg erklären kann, ohne sich überall in Europa nach Bundesgenossen umzusehen; und ist Flandern nicht Frankreich ewige Dankbarkeit schuldig für den Schutz, welchen dieses mächtige Land ihm immer verliehen hat? Verdient Frankreich wohl den feurigen Haß, den Flandern so unrechtmäßig gegen dasselbe hegt und der in Eurem Hause, Oberhauptmann, erblich zu sein scheint?"

„Und ist dies Alles, was man von mir verlangt?" fragte Artevelde, in tiefes Nachdenken versunken.

„Dies ist für den Augenblick wohl das Wichtigste, doch ist es noch nicht Alles," fuhr der Graf fort. „Erkennt mit mir an, Oberhauptmann, daß Flandern durch Aufruhr und Gewalt sich in den Besitz von Freiheiten gesetzt hat, die schädlich für sein Gedeihen sind und hier zu Lande die misbräuchliche Einrichtung eingeführt haben, daß die unedle und dumme Menge allein gebietet zur Erniedrigung alles ritterlichen Blutes; — Freiheiten, die hier einen Fürsten zum demüthigen Unterthan seiner Unterthanen machen würden, wenn ein Fürst ein so schändliches Joch sich auferlegen könnte. Ein solcher Zustand ist gegen alles natürliche Recht und ruft zu Gott um Rache, zu Gott, welcher seinen Zorn sichtbar genug zeigt in der Unruhe, dem Aufruhr und dem Blutvergießen, die nicht aufhören, Flandern heimzusuchen. Seht, wie es in dem schönen Frankreich ist; dort wenigstens ist der Fürst Herr und Gebieter, wie es dem gesetzlichen Regenten eines solchen Reiches geziemt; dort darf es ein unedler Bürger nicht wagen, sich einem Rit-

ter gleich zu wähnen; es ist das Land der Höflichkeit, der glänzenden Waffenthaten und der schönen Minnelieder. In dem Gehorsam gegen den König und Landesherrn findet das Volk dort seinen Frieden und sein Glück. Hier im Gegentheil ist jeder Bürger ein Feind des Fürsten, und man möchte sagen, daß jeder Vlaminger die Widersetzlichkeit mit der Muttermilch eingesogen habe. In diesem Zustande verächtlichen Bürgerhochmuthes kann Flandern nicht länger beharren; des Fürsten Ansehen muß wieder hergestellt werden, dadurch, daß solche Gemeinderechte, welche sowohl der Wohlfahrt des Landes, als der Obrigkeit des gesetzlichen Herrn Abbruch thun, theils beschränkt, theils abgeschafft werden. — Ihr, Oberhauptmann, könnt viel dazu beitragen, dieses nützliche Ziel zu erreichen; Euer Einfluß ist groß; das Volk liebt Euch und wird in Folge Eures Rathes leicht einsehen, was billig und recht ist, und sollte es Euch anfangs an der nöthigen Macht fehlen, so würde meine Hülfe und der Beistand des Königs von Frankreich Euch stark genug machen, um die Widerspenstigen in Respect zu erhalten. — Bedenkt doch nur, wie viel schöner und edler Eure Sendung alsdann sein wird, da sie in der ganzen weiten Welt Euch die Gunst und Achtung vor Königen und Rittern erwerben muß."

Artevelde saß noch fortwährend mit gesenktem Haupte vor dem Grafen und hielt sein Gesicht abgewendet, um den Ausdruck des Unwillens zu verbergen, welcher, ohne daß er es wollte, auf seinem Antlitz zu lesen war. Selbst als der Fürst schwieg, blieb er in derselben Haltung sitzen,

wie wenn er des Grafen Rede nicht für geendet halte. Ludwig fragte ihn nun:

„Was ich da sage, Oberhauptmann, ist das nicht wahr und gegründet? Habe ich zu viel von Eurer Ergebenheit erwartet, wenn ich hoffe, daß Ihr mir Eure Hülfe und Euer Ansehen leihen werdet, um das Ansehen, das mir zukommt, wieder zu erhalten?"

Entschlossen hob Artevelde plötzlich den Kopf empor, und während sein Auge von unterdrücktem Eifer und Zorn flammte, sprach er:

„Herr Graf! was ich zu antworten habe, kann ich ohne Eure gnädige Erlaubniß nicht sagen. Wahrscheinlich wird es mir nie wieder vergönnt werden, so allein mit meinem Fürsten zu sein. Mein Herz ist voll: voll Zorn, voll Unwillen, voll Betrübniß; aber die Ehrfurcht, die ich meinem Landesherrn zolle, gestattet mir nicht, freimüthig meine Meinung auszusprechen über Euer Gesuch und die Gründe, auf welche sich dasselbe stützt."

„Redet ohne Furcht," sagte der Graf lächelnd.

„Und wenn Euch etwas darin verletzend schiene für Euch selbst oder für den König von Frankreich, würdet Ihr mir demungeachtet Erlaubniß geben, bis zu Ende zu reden, aus Rücksicht auf meine persönliche Ehrfurcht?"

„Ich gebe Euch volle Freiheit, Mher von Artevelde; sprecht nach Eurem Gutdünken und sagt, was Ihr wollt. Es wird mir angenehm sein, selbst über die politischen Ansichten eines Mannes, dessen Weisheit man überall rühmt, ein Urtheil fällen zu können."

Jakob von Artevelde betrachtete den Fürsten mit freiem Blicke und sprach nun folgendermaßen zu ihm:

„Gnädiger Herr! Irrthum ist der Menschheit Theil; Fürsten und Völker sind Misgriffen über die höchsten Interessen gleich sehr preisgegeben. Es beleidige Euch also nicht, wenn ich beweise, wie abscheulich man Euch über uns Vläminger und über Euch selbst getänscht und hintergangen hat. Herr Graf! Ihr habt gewiß oft Chroniken lesen gehört, welche Flanderns Geschichte erzählen und berichten, wie wir, unedle Bürger und halsstarrige Leibeigene, mit schmachvoller Hoffahrt unseren Fürsten den Gehorsam verweigert und die Ritterschaft erniedrigt haben. Ich weiß, daß man Euch in Eurer Jugend am französischen Hofe viele Schriften und Chroniken vorlas — Chroniken, die in französischer Sprache abgefaßt waren und falsch sind, geschrieben auf Befehl der Könige von Frankreich, um die Söhne der vlämischen Grafen zu verderben und Franzosen daraus zu machen ..... Erzürnt Euch nicht, gnädiger Herr! der Beweis wird mit Eurer Erlaubniß folgen ..... Statt aller Antwort will ich Euch sagen, was die Chroniken unseres Vaterlandes Euch erzählt haben würden, hätte man den Grafen von Flandern nicht verhindert, die Sprache seiner Vorfahren zu lernen. Man hat Euch vorgelogen und fälschlich bewiesen, daß Flandern seine Vorrechte und Volksfreiheiten gewaltsam seinen Fürsten entrissen habe; Täuschung und Betrug! In früheren Zeiten waren die Grafen von Flandern Vläminger mit Herz und Seele, die hier mit uns von Kindesbeinen an die vaterländische

Luft einathmeten, die unsere Sprache sprachen, die uns kannten, wie wir waren, und uns liebten, weil wir so waren, wie wir waren, und nicht anders. Sie sahen, daß Flandern dazu bestimmt sei, ein Land der Arbeit und des Handels zu sein; sie fühlten, daß die Freiheit hier Wunder des Volksfleißes, der Macht und des Reichthums erzeugen konnte, und gaben, zu ihrer eigenen Größe und zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen, Vorrechte und Freiheiten, welche den arbeitenden Gemeinen die Früchte ihrer gewissenhaften Thätigkeit sichern mußten. Euer seliger Vorfahr, Baudewyn der Junge war es, der die Wollenweberei hier in Gent stiftete und ihr die Vorrechte gab, durch welche sie zu einer Quelle der Volksmacht, des Reichthums und des Ruhmes für ganz Flandern wurde. Dies ist beinahe dreihundert und achtzig Jahre her! — Ihr seht es, gnädiger Herr, der Gewerbfleiß und die Freiheit sind nicht mehr jung in Flandern. Was man uns in Frankreich mit bitteren Worten als eine grobe Missethat andichtet, ist, daß wir unedlen Bürger es wagen, Waffen zu führen, nicht mehr und nicht minder, als die Ritter allein in Frankreich es thun dürfen. Aber wer hat uns diese Waffen in die Hand gegeben? Dieselben Waffen, welche man uns jetzt vorwirft ergriffen zu haben, um dem Willen unserer Fürsten Widerstand zu leisten? Vor dreihundert Jahren standen die Edlen und Ritter von Flandern gegen ihren gesetzlichen Grafen Baudewyn mit dem Barte auf, und wollten ihn seiner Krone berauben, um sie einem herrschsüchtigen Lehensherrn auf das Haupt zu setzen. Der

Graf rief sein Volk zu Hülfe; das Volk verlangte und erhielt Waffen, ... und mit unbezwinglichem Heldenmuthe zerschmetterte es die Feinde seines guten Fürsten. Also durch einen Beweis ihrer Liebe zu ihren Grafen erhielten die Vläminger das Recht, Waffen zu führen, und sie wußten dieselben so mannhaft und so treu zu tragen, daß der selige Baudewyn van Ryssel im Jahre 1063 Flandern als eine Belohnung für seine Liebe und Anhänglichkeit den herrlichen Frieden schenkte. Ihr kennt sicherlich diesen herrlichen Frieden, gnädiger Herr! Er ist das Grundgesetz, welches mit wenigen Veränderungen alle unsere Freiheiten enthält. Ach, Herr Graf! in den glücklichen Zeiten der Eintracht und Neigung zwischen Fürst und Volk segneten die Vläminger täglich den Namen ihres Grafen; sie liebten ihn als den gemeinsamen Vater des Landes, und wo er erschien, da eilte Alles mit liebreicher Verehrung auf seinen Wink herbei, und man sandte bei seinem Durchzuge Lob- und Danklieder gen Himmel."

„Das muß lange her sein, wie Ihr sagt," fiel der Graf halb lächelnd Artevelde in die Rede. „Wenn es wahr ist, daß die Vläminger ehemals ihren Fürsten liebten und ihm unterthänig waren, wie kömmt es denn, Oberhauptmann, daß sie jetzt nichts als Haß gegen ihn nähren und ihn als einen geborenen Feind des Volkes betrachten? Ich möchte diese schwierige Erklärung wohl aus Eurem Munde hören."

„Ich werde sie Euch mit Eurer Erlaubniß geben, Herr Graf! Flandern drohte bei seiner gewerbfleißigen

Bevölkerung und dem Schutze, den es durch die Fürsorge seiner Fürsten fand, ein mächtiges Land zu werden, und zwar nicht allein durch seine musterhafte Thätigkeit und seinen blühenden Handel, sondern auch durch den Heldenmuth des deutschen Stammes, der es bewohnte. Freiheit hat etwas Anziehendes und in Frankreich selbst begannen die Leibeigenen und Vasallen die Blicke hoffnungsvoll nach Flandern zu richten und das Haupt emporzuheben. Die Eifersucht und der Argwohn der französischen Könige wurden dadurch geweckt. Von diesem Augenblicke an beschlossen sie, diese drohende Grafschaft zu vernichten, sie zu beherrschen oder Frankreich einzuverleiben, um dort nach Wohlgefallen die Freiheit und die Bürgermacht unterdrücken und zerstören zu können. Es ward mehrere Male Gewalt versucht; aber dieses Mittel glückte nicht. Darauf beschloß man, die vlämischen Grafen ihren Unterthanen zu entfremden, Edelleute und Bürger unter einander zu Blutfeinden zu machen, Haß zu erregen und Uneinigkeit zu säen, um durch schlauen Betrug und schnöde List das beneidete Flandern zu erschöpfen und zu lähmen. Diese Politik des Verraths und Betrugs beginnt bereits mit dem Jahre 1200. Um diese Zeit ließ Frankreich durch Bestechung die Erbin der gräflichen Krone, die junge Johanna, heimlich aus demselben Steene, wo ich jetzt die Ehre habe zu meinem gnädigen Herrn zu reden, entführen. Sie ward am französischen Hofe erzogen, in französischer Sprache und Sitte unterrichtet, mit freiheithassenden Gedanken genährt, damit sie, wenn sie später nach

Flandern als Gräfin zurückkehrte, dort als ein Werkzeug Frankreichs und als eine Fremde gehaßt würde. Sie erhielt einen Gemahl von der Hand des Königs von Frankreich. Dieser Gemahl, ein Sohn des Königs von Portugal, sollte gleichfalls der Helfershelfer der französischen Fürsten sein; es scheint jedoch, als ob er dies später als eine seiner Ritterlichkeit unwürdige Rolle betrachtete; denn er weigerte sich, länger als ein Werkzeug zu Flanderns Untergange zu dienen. Er ward in den Kerkern des Louvre eingesperrt, und nach zwölf Jahren der schmachvollsten Gefangenschaft verkaufte man ihm seine Freiheit gegen den abscheulichen Vertrag von Melün, in Folge dessen der gequälte und halb wahnsinnige Graf unsere Städte Ryssel und Douai als Unterpfand den Franzosen ausliefern mußte. — Ist dies vielleicht der redliche Vertrag, von welchem dic französischen Chroniken reden? — Ich fahre fort. Gräfin Johanna hatte eine Schwester, Margaretha genannt, welche auch aus dem Gravensteen entführt und mit ihr in Frankreich erzogen wurde. Da Johanna kinderlos blieb, so mußte Margaretha die Krone Flanderns erben. Die französischen Könige, deren wachsamer Schlauheit nichts entging, vermählten Margaretha mit einem französischen Edelmanne, Guy de Dampierre. Jetzt hatte der französische Hof freie Hand und nahm die unnütze Maske ab. Auf Befehl des Königs — der König von Frankreich gab damals Befehle in Flandern — legte der Graf, als gehorsames Werkzeug des Fremden, Hand an die Landesrechte; daraus entstand Auflauf, Aufruhr, Haß und

Bürgerkrieg. Das wachsame Frankreich unterstützte bald die Gemeinen, bald den Grafen, und hetzte sie unaufhörlich gegen einander an. Auch dieser Graf ward des erniedrigenden Spieles müde; er wagte zu klagen und Widerstand zu leisten; man lockte ihn verrätherisch mit seinem Erben Robrecht nach Paris und sperrte ihn dort im Louvre ein. Der Tod befreite ihn aus seiner Gefangenschaft; aber sein Nachfolger und Sohn Robrecht bezahlte für ihn und für sich selbst in den Kerkern des Louvre. Vielleicht im Angesicht eines Giftkelches wurde das schnöde Bündniß der Ungerechtigkeit unterzeichnet, durch welches man zu erklären und zn verlangen wagte, daß Flandern Frankreich für jährlich 22,000 Pfund Parisis zinspflichtig bleibe. Ist das vielleicht der ehrliche Vertrag?"

Der Graf betrachtete den redenden Artevelde mit Verwunderung und schien durch dessen mächtiges Wort und volle eindringliche Stimme unwiderstehlich beherrscht zu sein. In tiefes Nachdenken versunken schüttelte er das Haupt, wie Jemand, der sich Gewalt anthut, um nicht zu glauben, was er hört. Artevelde wartete vergebens auf eine Bemerkung des Fürsten und fuhr dann fort:

„Gnädiger Herr Graf! es bleibt mir noch der schmerzlichste Theil meiner Erklärung übrig; aus Ehrfurcht vor Euch würde ich ihn wohl verschweigen ...."

„Fahrt fort," antwortete der Graf; „ich kann mir denken, wovon Ihr reden wollt; aber ich wünsche Eure Gedanken ganz zu kennen. Fürchtet nichts; heute vergesse ich meinen Namen und Rang, um Euch zu hören.

Wenn auch nicht Alles wahr sein mag, was aus Eurem Munde fließt, so ist es doch eigenthümlich und bedeutend."

Artevelde fuhr nun fort, wie er begonnen hatte:

„Und Ihr, mein gnädiger Herr! wißt Ihr, daß Euer seliger Vater bis auf sein Todesbette darüber klagte, daß Ihr gegen seinen Willen und trotz seinen unaufhörlichen Vorstellungen außerhalb Flanderns erzogen wurdet? Ihr wißt es vielleicht nicht; man hat es Euch verborgen, und doch ist es wahr. Auch Ihr mußtet ein Franzose sein und die Vläminger nicht kennen; auch Ihr mußtet ein Werkzeug in den Händen der französischen Könige werden, die Freiheit des Volkes hassen und die Liebe Eurer Unterthanen entbehren, damit Volk und Fürst, einander entfremdet, beide ohnmächtig seien ausländischer List und schnödem Betruge gegenüber. Auch Ihr habt in Eurem edlen Herzen Unmuth empfunden über diese moralische Sklaverei; aber die Kerker des Louvre haben Euer redliches Gemüth unterdrückt; auch Ihr seid verrätherisch eingesperrt worden und habt im Gefängniß geseufzt; auch Ihr habt Eure Freiheit erkauft durch ein Bündniß, in welchem Ihr einwilligtet, Flandern unter die Herrschaft französischer Bevollmächtigter zu stellen, so oft es der König für gut fände; ein Bündniß, durch welches Ihr Frankreich die Städte Ryssel, Douai und Orchies abtratet als Kaufpreis Eurer Freiheit. Ist das vielleicht der ehrliche Vertrag, welchen der König von Frankreich gegen uns anführt?"

Bei diesen letzten Worten Artevelde's wurde der Graf plötzlich roth vor Zorn; er sprang auf, betrachtete

den Sprecher mit scharfem Blicke und schien in dessen Zügen zu forschen, ob er ihn habe verhöhnen wollen oder nicht. Das ruhige und unveränderte Antlitz des weisen Mannes flößte ihm jedoch eher Achtung als Unwillen ein. Da er sich indessen durch den Sinn von Artevelde's Worten tief verletzt fühlte, so konnte er sich nicht rasch bezwingen und schritt daher mehrere Male heftig im Saale auf und ab. Jakob war aus Ehrerbietung aufgestanden, rührte sich indessen nicht, sondern wartete, bis der Graf selbst wieder das Wort an ihn richten würde.

Ludwig von Nevers beruhigte sich langsam, näherte sich endlich wieder Artevelde und gab ihm ein Zeichen, sich von Neuem zu setzen.

„Die Wahrheit, Herr Graf, ist eine rauhe Jungfrau, nicht wahr?" sagte Artevelde. „Es sieht aus, als wolle sie höhnen und die Ehrfurcht verletzen, und sie reißt oftmals alte Wunden auf, die von Neuem wieder bluten. Verzeiht mir, gnädiger Herr! ich habe sie nicht zu dem gemacht, was sie ist."

„Ach, ja wohl!" seufzte der Graf und warf sich in seinen Sessel. „Nochmals, Oberhauptmann! ich will Euch bis zu Ende anhören. Was auch die Folgen sein mögen, ich vergesse diesen Tag nie. Wunderbarer Bürger, der Ihr seid! was gab Euch die Macht, so unwiderstehlich Jeden zu beherrschen? Wer lehrte Euch so gewaltig den Schleier von vergangenen Zeiten abreißen und Dinge erklären, die mich verstummen machen?"

„Ruhiger Eifer nach Wahrheit und warme Liebe

für mein Vaterland, Herr Graf!" antwortete Artevelde.

„Aber," fuhr Ludwig fort, „was ist denn nach Eurem Urtheil Frankreichs Wille? Was wird denn nach Euren Gedanken die Folge dieser listigen Anschläge sein, wenn sie glücken?"

„Gnädiger Herr!" sagte Artevelde, „Ihr befehlt mir, Wunden noch schmerzlicher zu berühren. Darf ich es thun? Gebt Ihr mir die Erlaubniß, Euch redlich zu antworten auf Eure Frage?"

Auf ein bejahendes Zeichen des Grafen fuhr er nun also fort:

„Was Frankreich will? Es will Flandern besitzen, um dort den Gewerbsfleiß und vor Allem die Volksrechte zu vernichten, um dort nach Wohlgefallen Brandschatzungen zu erheben, um unsern heimathlichen Boden als ein besiegtes Land mit seinem Lande zu verbinden, und den deutschen Stamm, der es bewohnt, langsam zu unterdrücken. Das will es. Wünscht Ihr auch die Mittel zu kennen, die es dazu anwendet? Nun, Herr Graf, sucht die Lösung dieser Frage nicht weiter, als in der Geschichte Eures eigenen Lebens. — Der vorige König von Frankreich, Philipp der Lange, gab Euch seine Tochter zur Gemahlin. Warum aber, meint Ihr wohl, hat man Euch zehn Jahre lang unter allerhand schlauen Vorwänden gehindert, Euch unserer gnädigen Gräfin, Eurer Gattin, zu nähern? Darf ich es Euch sagen, Herr Graf? Es geschah in der Hoffnung, Ihr würdet kinderlos sterben; alsdann würde man unsere Gräfin mit einem mäch-

tigen und treuen französischen Vasallen vermählen, und Flandern gehörte mit vollem Rechte der Krone Frankreich, da es dann durch Erbschaft einer Tochter der französischen Könige anheimfiele und durch Heirath unter die Herrschaft eines französischen Fürsten gestellt würde. Auf diese Weise, gnädiger Herr! stürbe der letzte Tropfen vlämischen gräflichen Blutes mit Euch aus; Euer Grab würde den letzten Zweig unserer alten Fürsten in sich aufnehmen und wir Kraft eines sogenannten gesetzlichen Rechtes auf ewige Zeiten fremder Zwingherrschaft anheimfallen."

„Abscheulich!" rief der Graf; „es ist nicht möglich! Ihr umgaukelt meine Sinne!"

„Es ist abscheulich und wahr!" wiederholte Artevelde. „Enguerrand de Marigny ist der Rathgeber, der diesen höllischen Plan ausgesonnen hat. Wenn mein gnädiger Herr sich erinnern will, wie genau meine Worte zusammenpassen mit demjenigen, was er selbst weiß, so wird er gewiß sich nicht weigern, zu glauben, daß ich nicht ohne Grund so rede. — Und was wird nun das Ende von dem Allem sein, wenn es Frankreich glückt? — Ihr hofft, Herr Graf, daß Eure Kinder nach Eurem Tode über uns herrschen werden? Das Gegentheil hofft der französische Hof. Flandern muß nach seinem schnöden Plane durch Heirath oder Tod einem anderen mächtigen französischen Vasallen anheimfallen. Man streitet sich bereits insgeheim, wer es sein soll .... Wahrscheinlich der Herzog von Burgund."

Artevelde schwieg, um zu sehen, welchen Eindruck

seine Worte auf das Gemüth des Grafen ausübten; aber Ludwig saß, mit gesenktem Haupte, wie zerschmettert durch diese wichtige Eröffnung, da, und blickte selbst den Redner nicht mehr an. Jakob fuhr nun fort:

„Ihr klagt über den Haß, den wir gegen Frankreich hegen? Ihr seid im Irrthum. Die Vläminger hassen das französische Volk nicht. Im Gegentheil, das französische Volk setzt seine Hoffnung in die Vläminger, um dereinst seine Freiheit zu erhalten, und auf das französische Volk hofft Flandern, um das Recht seiner Freiheit gegen spätere Bedrückung beschützt zu sehen. Warum wollen die Könige von Frankreich uns vernichten? Geschieht es nicht aus Furcht, daß das Beispiel unserer Macht und unseres Gedeihens die französischen Bürger veranlasse, sich zu empören gegen das eiserne Scepter der Lehensherrschaft? Wenn wir etwas in Frankreich hassen, so sind es die Feinde der Freiheit, diejenigen, welche seit dreihundert Jahren Flandern verderben wollen, um der Macht der Gemeinen den Todesstoß zu geben, nicht das französische Volk; denn das sehnt sich nach dem Augenblicke, wo es mit uns sich erheben kann, um die Ketten zu zerbrechen, mit denen man die Völker in ewiger Kindheit gefesselt zu halten hofft. — Ihr fragt mich, gnädiger Herr, wie es kommt, daß die Vläminger ihre Fürsten zu hassen scheinen. Ach! seit mehr als hundert Jahren sind unsere Grafen nur Abgeordnete Frankreichs, deren Auftrag ist, uns unserer Freiheiten zu berauben, uns heimlich zum Bürgerkriege anzuhetzen, unsern Gewerbfleiß zu tödten und unser Vaterland, er-

niedrigt, gelähmt, zerstückelt und ausgesogen, der Habsucht der französischen Politik zu überliefern. Wenn hier Haß und Entfremdung herrschen, wo Liebe und Vertrauen sein müßten, wer trägt die Schuld? Ich berufe mich auf Euer ritterliches Gemüth, auf die Stimme Eures Gewissens, Herr Graf! Erkennt mit mir an, daß, wenn in dieser Sache Missethäter und Betrüger sich finden, sie nicht auf Flanderns Boden wohnen. Ihr habt mich gefragt, ob ich nicht Frankreich dienen wolle, um die Freiheiten Flanderns beschränken zu helfen. Eure Güte hat mir erlaubt, darauf eine klare und deutliche Antwort zu geben. Ich habe vielleicht zu kühn gesprochen; aber mein gnädiger Fürst hat es so gewollt."

Der Graf faßte schmerzlich sein Haupt mit beiden Händen und seufzte:

„Wenn Ihr Wahrheit sprächet, o, wehe mir! dann wäre ich umringt von Hinterlist, Falschheit und Betrug! Ein Spielball in der Hand des Königs! Seid Ihr dessen sicher, was Ihr sagt? O, erklärt mir, daß Ihr zweifelt, daß Ihr das Alles nur aus dem Munde von Personen vernommen habt, die dem Könige und mir feindlich sind ..... Ihr schweigt, Oberhauptmann? Ihr seid also überzeugt, daß es so ist und nicht anders?"

„Es ist so," antwortete Artevelde mit unerschütterlicher Ruhe.

„Gott, Gott!" rief der Graf; „es ist schrecklich! Aber Ihr, tapferer Bürger, Ihr, der mich im Tiefsten meiner Seele erschreckt hat und mir einen gähnenden Abgrund vor meinen Füßen zeigte, gleichviel, ob wahr

oder unwahr, was würdet Ihr thun, um diesem Abgrunde zu entrinnen, wenn Ihr an meiner Stelle wäret? Laßt sehen, ob Ihr eben so wohlberedt im Rathen, wie im Anklagen seid!"

„Was ich thun würde, Herr Graf? Ich würde mich zum Beschützer der öffentlichen Freiheiten in Flandern erklären; ich würde mich an die Spitze des Volkes stellen, nicht um dessen Fortschritt zu hemmen, sondern um ihn zu leiten; ich würde meine Interessen als Fürst vereinen mit denen der Gemeinen, den Gewerbfleiß zur Blüthe bringen, den Handel durch alle Mittel nach meiner Grafschaft ziehen und so als Vater und Wohlthäter des Landes die Liebe meiner Unterthanen gewinnen; ich würde ein Bündniß schließen mit Brabant, Hennegau, Limburg und Lüttich, um gleiches Gewicht und gleiche Münze einzuführen, um Handelsfreiheit und gemeinschaftliche Vertheidigung zu befestigen; ich würde die Niederlande zu einer allgemeinen Bundesgenossenschaft überreden, und dann, wenn in dieser mächtigen Verbindung die alte Gallia Belgica Cäsar's wieder auflebte mit einer Macht von hunderttausend heldenmüthigen Kriegern, dann würde ich ruhig herabblicken von dem gräflichen Stuhle von Flandern auf den königlichen Thron von Frankreich ..... Als wichtigster und mächtigster Theil dieser Bundesgenossenschaft würde Flandern immer deren Haupt bleiben; meine Krone sollte über ganz Europa ihre Strahlen senden; das Gold sollte aus allen Winkeln der Welt nach meiner Grafschaft strömen, und hier, auf dem Boden der Freiheit

und der Volksgröße, sollte ein Fürst herrschen, den die Könige mit Achtung und Ehrfurcht zu begrüßen sich gezwungen sehen sollten ..... Was ich Euch vorschlage, ist kein Riesenwerk, Herr Graf! Es bedarf zu dessen Ausführung nur eines guten Theils männlichen Willens und fürstlichen Muthes ..... Ha! Herr Graf! wenn Gott Euch das große Vorhaben einflößte, so Euren eigenen Ruhm mit der Größe unseres schönen Vaterlandes zu verbinden, dann würde ich meine Gedanken, mein Gut und mein Blut Eurem Dienste widmen; alle Vläminger sollten freudig sterben zu Eurer Vertheidigung und, ich schwöre es Euch, Ihr binnen Kurzem einer der mächtigsten Fürsten Europa's werden. Nun denn, gnädiger Herr! jetzt kennt Ihr meinen Rath. Wollt Ihr das leitende Haupt werden des fleißigsten und freiesten Stammes der abendländischen Völkerschaften? Soll Flandern unter Eurem väterlichen Gesetze und Eurer Leitung diese glänzende Laufbahn durchwandeln? Oder soll es seine Erhebung allein in dem Bürgermuthe seiner Bewohner suchen müssen? Redet, Herr Graf! Das Urtheil, das Ihr fällen werdet, ist wichtig, und wird über Flanderns Schicksal, vielleicht über das Eure entscheiden."

Während Artevelde dieses Gemälde von Flanderns möglicher Größe in raschen Zügen entworfen hatte, trug sich plötzlich eine eigenthümliche Veränderung in Ludwigs Haltung und Antlitz zu. Er hatte das Haupt stolz emporgehoben und seine Augen funkelten von edlem Feuer. Aber als ihm Artevelde nun so unerwartet eine Zustim-

mung oder eine Weigerung abforderte, fiel der Zauberschleier von seinen Augen und es breitete sich plötzlich ein eigenthümlicher Ausdruck der Muthlosigkeit oder der Verzweiflung über sein Gesicht. Er blieb lange Zeit in Gedanken versunken und sagte dann mit dumpfem Tone, wie Jemand, der zerstreut ist und mit sich selbst spricht:

„Es kann nicht sein; es wäre ein Verbrechen, das der König blutig rächen würde; mein Eid bindet mich — und meine Grafschaften Rethel und Nevers! — Und meine Gattin! Mich mit Bürgern gegen die Ritterschaft verbinden? Vielleicht Schuld sein an dem Untergange des ganzen Adels? Den Fluch von ganz Frankreich, von allem edlen Blute auf mich laden? Nein, nein! das kann nicht sein!"

Sich dann emporrichtend, mit der deutlichen Absicht, diese Unterredung zu enden, faßte er Artevelde bei der Hand und sagte wohlwollend:

„Oberhauptmann! ich glaube an Eure Redlichkeit; habt Ihr auch allzu kühn gesprochen in Gegenwart Eures Fürsten, ich verzeihe es Euch gern; aber was Ihr mir gerathen habt, muß ich verwerfen. Ich bin ein treuer Ritter und will es bleiben; der König von Frankreich ist mein gesetzlicher Oberherr und hat meinen feierlichen Eid zum Pfande. Was auch mit mir geschehe, ich werde in seinem Dienste sterben. — Ich hatte gehofft, Euren Bürgerstolz besiegen zu können durch freundliche Worte und durch das Versprechen eines höheren Amtes. Ich begreife jetzt erst, daß dies nutzlos war und daß Ihr unvermeidlich ganz anders als ein Ritter über die Dinge

urtheilen müßt, indem Eure Ansichten unendlich von den unsrigen abweichen. — Ich habe mich geirrt; es thut mir sehr leid. — Oberhauptmann! Ihr seid auf mein Ritterwort gekommen, geht eben so ungehindert wieder fort, und gebe der Himmel Euch bessere Gedanken!"

Artevelde verbeugte sich ehrfurchtsvoll und antwortete:

„Ich danke Euch, gnädiger Herr, für Eure Güte. Auch mir hatte diese feierliche Audienz eine lockende Hoffnung eingeflößt. Ach! ich muß dieses wohlthätige Gefühl für immer aufgeben. Es sei! Was mich betrifft, so werde ich ohne Furcht noch Rücksicht mein Leben der Größe meines Vaterlandes widmen, und mit Gottes Hülfe vollbringen, was ich der Gemeine gelobt habe. Glück und Friede, Herr Graf!"

Nach diesen Worten folgte der Oberhauptmann dem Höfling, welcher auf den Ruf des Grafen in den Saal trat, und befand sich gleich darauf wieder außerhalb des Steens auf dem Veerleplatze. Er ward auf dem Freitagsmarkte von den dort wartenden Zunftgenossen mit anhaltendem Jubel begrüßt; allein er dankte der Menge nur durch ein Zeichen mit der Hand und begab sich, von seiner Wache begleitet, mit raschen Schritten nach seiner Wohnung.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Conscience, Hendrik,

Jakob von Artevelde historischer Roman

Bd.: 2

Leipzig (1849)

P.o.rel. 5545-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10037482-2